Evangelische Missionsgeschichte

in

Biographieen.

Von

Reinhold Vormbaum,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Vierter Band. — Fünftes und sechstes Heft.

Dr. Th. Coke, der Begründer der Methodisten-Missionen. — Dr. W. Carey, Missionar der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft in Bengalen.

Elberfeld,
Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung.
(A. Martini & Grüttefien).
1860.

Dr. Thomas Coke,

der Begründer der Methodisten-Missionen.

Dr. William Carey,

Missionar der englischen Baptisten-Missions-gesellschaft in Bengalen.

Von

Reinhold Vormbaum,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Elberfeld,
Verlag der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung.
(A. Martini & Grüttefien.)
1860.

I.

Dr. Thomas Coke,

der Begründer der Methodisten-Missionen.

Erstes Kapitel.

Th. Coke's Leben bis zum Beginn seiner Missionswirksamkeit.

Wir haben gesehen und zeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat zum Heiland der Welt. 1 Joh. 4, 14.

Seit dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts erwachte die englische Kirche zu einem neuen Leben. Zwei Brüder, Carl und John Wesley, mit denen seit dem Jahre 1732 Georg Whitefield verbunden war, riefen in ihr eine Bewegung hervor, die wir mit der durch Ph. J. Spener und A. H. Franke in der deutschen Kirche erweckten annähernd vergleichen können. Sie hatten kein anderes Ziel ihres Wirkens, als ein lebendiges Christenthum in die in geistliche Erstarrung versunkene heimische Kirche zu pflanzen; deshalb drangen sie im Gegensatz zu der dieselbe beherrschenden Kälte und Gleichgültigkeit auf Wiedergeburt und Erneuerung des Herzens durch Buße und Glauben und auf Heiligung des Lebens. Das war der Inhalt ihrer gewaltigen Zeugnisse, welche wie ein Sturm mit unwiderstehlicher Kraft die Herzen erschütterten. Nichts stand ihnen ferner, als der Gedanke, von der herrschenden Kirche sich abzusondern und eine neue Gemeinschaft zu stiften; und es kann nur bedauert werden, daß die Feind-

schaft der bischöflichen Geistlichen zuletzt doch einen Bruch herbeiführte. Anfangs standen ihnen die Kirchen offen; der unglaubliche Erfolg ihrer Predigten weckte die Eifersucht, und sie wurden ihnen verschlossen. Da wurde der freie Himmel ihr Gotteshaus, wo um John Wesley sich an 20—30,000, manchmal sogar 60—80,000 Zuhörer sammelten. Als auch diese Predigten unter freiem Himmel untersagt wurden, blieb keine andere Wahl übrig, als entweder von der gesegneten Wirksamkeit abzustehen oder mit einer Kirche zu brechen, deren Ordnungen den Wirkungen des Geistes sich starr entgegenstellten. Im Jahre 1739 wurde der Grund gelegt zu der Methodisten-Gemeinschaft*), welche bald den lebendigsten Theil der englischen Christen in sich aufnahm, und im Jahre 1742 durch königlichen Befehl unter den Schutz des Staates gestellt wurde. Mit ihrem Wachsthum wuchs auch der Widerspruch gegen dieselbe; beides sah J. Wesley, die Seele der neuen Gemeinschaft, als einen Beweis an, daß das Werk von Gott sei. Angefeindet und verstoßen von seiner Kirche, tröstete er sich mit der Gewißheit: „Seelen zu retten, ist mein Beruf," und „die ganze Welt ist meine Pfarrei."

Es ist hier unsere Aufgabe nicht, die Geschichte und die Verfassung der methodistischen Kirche, so wie ihren Einfluß auf die Neubelebung der Kirche Englands darzustellen. Nur das haben wir hervorzuheben, daß sie, obgleich

---

*) Der Name Methodisten bezeichnete schon im 17. Jahrhundert solche Leute, welche in der Theologie oder im religiösen Leben eine auffallende Richtung einschlagen. Später trat er an die Stelle des sonst üblichen Spottnamens „Puritaner," entsprechend dem deutschen „Frömmler" oder „Pietisten." In diesem Sinne wurden Wesley und seine Freunde spottweise so genannt; sie eigneten sich dann selbst diese Bezeichnung an und legten ihr eine gute Deutung bei: „Methodist ist ein solcher, der nach der in der Bibel aufgestellten Methode lebt."

die innere Mission ihre nächste Aufgabe war, doch auch der Noth der Heidenwelt sich nicht verschließen konnte. Als Wesley im Jahre 1735 nach Amerika gereist war, machte er einen Missionsversuch unter den Indianern, der freilich keine Frucht hatte.*)

Mitglieder der Methodisten-Gemeinde ließen sich in Amerika nieder. Sie wurden durch Wort und Wandel ein hellscheinendes Licht im Lande, das heilsbegierige Seelen mit Freuden begrüßten. Sie wandten sich im Jahre 1768 mit der Bitte an J. Wesley, daß den tausenden Seelen, welche ohne allen christlichen Unterricht dahin lebten, Prediger und Lehrer gesendet werden möchten. Im Sommer 1769 war zu Leeds die Methodisten-Prediger-Conferenz versammelt. Wesley führte den Vorsitz; ein besonderer Geist der Liebe war über sie ausgegossen.**) Wesley schilderte die Noth, welche den Hülferuf aus Amerika veranlaßt hatte; er rief in die Versammlung die Frage hinein: „Wer will nach Amerika gehen, um unsern Brüdern zu helfen?" Zwei „seiner Söhne im Evangelium" antworteten auf diesen Ruf und erboten sich zu diesem Werke. Eine Sammlung wurde veranstaltet, welche fünfzig Pfund Sterling eintrug. Ein Theil derselben wurde zur Ausrüstung der Boten bestimmt, das übrige zur Tilgung der Schuld, welche auf der Kapelle in New-York haftete,

---

*) Wesley's Gespräch mit zwei Indianer-Häuptlingen hat er in seinem Tagebuche mitgetheilt, vergl. Works. Vol. I. (Lond. 1809) p. 205—208. Es verdient noch angemerkt zu werden, daß Wesley's Vater, Samuel, den Gedanken an eine Heidenmission vielfach bewegte und der Königin Anna einen durchdachten Plan für dieselbe vorlegte. Wahrscheinlich ist das Bestreben des Vaters auch in dieser Beziehung nicht ohne Einfluß auf den Sohn gewesen.

**) Wesley (Works. Vol. IV. p. 414.) bemerkt in seinem Tagebuche über diese Versammlung: It began and a more loving one we never had.

damals der einzigen Methodistenkirche in Amerika. Seitdem wurde ein reger Verkehr zwischen den Methodisten Englands und Amerika's unterhalten, welcher zwar die Befestigung und Gründung der Gemeinde unter der christlichen Bevölkerung zunächst bezweckte, aber doch auch die Heidenmission nicht ausschloß. Dr. Thomas Coke ist es gewesen, der auf einer Besuchsreise nach Amerika die Mission als eine der Hauptaufgaben seines Lebens erkennen lernte und seitdem sein ganzes Leben in den Dienst dieses Werkes stellte. Er ist der Begründer der Methodistenmissionen unter den Heiden; als solchen ihn darzustellen, ist die Aufgabe der nachfolgenden Biographie.

Er war am 9. September 1747 zu Brecon in der englischen Provinz Süd-Wallis geboren, wo sein Vater als ein angesehener Arzt lebte. Als das einzige Kind war er der Gegenstand besonderer elterlicher Liebe und Sorgfalt, welche mit Treue die ausgezeichneten Geistesgaben des lebendigen Knaben zu wecken suchte. Nach dem frühen Tode des Vaters, welcher seiner Wittwe und seinem Sohne ein beträchtliches Vermögen hinterließ, lag der Mutter allein die Sorge für seine Erziehung ob. Der junge Thomas hatte einen raschen Verstand, aber auch ein rasches, leichtfertiges Herz, das ihn oft in die unbesonnensten Ausschreitungen trieb. In seinem 16. Jahre bezog er die Universität zu Oxford, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Verführt durch lose Gesellschaft, stürzt er sich in den Dienst der Sünde und des Lasters; die Eindrücke einer frommen Erziehung werden verwischt, und zuletzt wirft er sich dem nacktesten Unglauben in die Arme. Aber damit hat er auch allen Frieden der Seele verloren, und ob er die peinigende Stimme des Gewissens durch immer neue Sünden zum

Schweigen zu bringen sucht, so kann er doch nicht die innere Angst los werden, welche ihn in seine weltlichen Vergnügungen begleitet. Da entschließt er sich, einmal am Sonntag den lange verachteten Gottesdienst zu besuchen. Ein berühmter Geistlicher seiner Heimath predigt über die Göttlichkeit des Christenthums mit solcher Gewalt der Rede, daß das Herz des Jünglings die tiefsten Eindrücke empfängt. Voll Vertrauen zu dem Manne beschließt er, demselben seinen Seelenzustand zu offenbaren; aber mit welchem Abscheu muß der nach der Wahrheit suchende Jüngling sich abwenden, als der Vertheidiger des Glaubens ihm hohnlachend erklärt, er selbst glaube nichts von dem, was er auf der Kanzel vorgetragen habe! Coke sollte bei dem Herrn suchen, was ihm noth that. Er begann, eifrig in der Schrift zu forschen, und in dem Worte Gottes ging ein neues Licht seiner dunkeln Seele auf. Immer mehr fühlte er sich zu ihm gezogen, die Stunden, welche er früher in weltlichen Vergnügungen vergeudet hatte, waren den Bibelstudien gewidmet. Seinen Sündengefährten gab er den Abschied, und obgleich bereits zum Doktor der Rechte promovirt, vertauschte er das Studium der Rechte mit dem der Theologie. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Zwar noch nicht zu der vollen Gnade in Christo durchgedrungen, aber erfüllt von der lebendigen Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Christenthums, fand er bald ein Amt als Vikar zu South=Petherton, wo er das ihm anvertrauete Pfund dienstbar machen sollte für Gottes Reich. Seine mit Sorgfalt ausgearbeiteten und mit Wärme vorgetragenen Predigten zogen zahlreiche Zuhörerschaaren herbei, die später noch mehr anwuchsen, als der junge Geistliche selbst in

einen ernsten inneren Kampf gerieth und um die neue Geburt aus Gott rang, deren Nothwendigkeit er auch auf und unter der Kanzel furchtlos bezeugte. Die Kirche faßte die Herbeiströmenden nicht; als der Gemeindevorstand eine Erweiterung derselben ablehnte, ließ er sie auf eigene Kosten ausführen.

Was Coke Anderen predigte, das predigte er sich selbst, denn er fühlte, daß das eigene Leben noch hinter den Worten zurückblieb. Den Frieden, welcher aus Vergebung der Sünden kommt, hatte er selbst noch nicht gefunden. Ein armer Tagelöhner sollte in der Hand Gottes das Werkzeug werden, durch welches der gelehrte Mann dem höchsten Gute zugeführt wurde. Unter den Arbeitern einer befreundeten Familie in Devonshire befand sich ein Mitglied der Methodistengemeinde, welches Coke während eines Besuches kennen lernte. Das kindliche Zeugniß, welches der in der heiligen Schrift wohlbewanderte Mann von der Seligkeit in Christo ablegte, machte auf Coke einen solchen Eindruck, daß er selbst bekennt, dieser schlichte Landmann sei in Gottes Hand das gesegnete Mittel gewesen, ihn zu einer seligen Vereinigung mit Gott zu führen. Je mehr er selbst in der Gnade wuchs, desto gewaltiger wurden seine Predigten. Weil sie ein Stück eigenen Lebens waren, so konnte er nicht länger der Sitte sich fügen, sie abzulesen, wie ein hinreißender Strom ergossen sie sich aus der Fülle eines begnadigten Herzens. Solche lebendigen, aus dem Geiste geborenen Zeugnisse wecken die Seelen entweder zu Buße und Glauben oder zu Haß und Feindschaft. Den einen sind sie ein Geruch des Lebens zum Leben, den andern ein Geruch des Todes zum Tode. So war's auch in Coke's Gemeinde. Ein Theil erwachte aus dem Schlafe

und dankte dem treuen Seelsorger seinen Bußruf. Der andere Theil, der sich in seinen Sünden nicht stören lassen wollte, nahm an ihm und seinem Wirken großes Aergerniß, welches zu lauter und offener Feindschaft sich gestaltete, als er den Gesang geistlicher Lieder neben den üblichen Psalmliedern in den Gottesdienst einführte. Der größere Theil der Gemeinde stand auf der feindlichen Seite. Er wandte sich mit einer bittern Klage über den neuerungssüchtigen Vikar an den Bischof. Der aber wies die Sache von sich. Williges Gehör fand man dagegen bei dem Oberpfarrer (Rector), welcher die sofortige Amtsentlassung Coke's decretirte. Die Freunde des Verfolgten sahen ihn mit tiefem Schmerze aus seiner Wirksamkeit scheiden; sie waren von der Ungerechtigkeit des gegen ihn eingeschlagenen Verfahrens überzeugt, und ein bitterer Haß gegen die Dränger legte sich in ihre Gemüther. Dringend baten sie den geliebten Lehrer, ihnen noch einmal das Wort zu predigen. Als Coke am folgenden Sonntage in einer Abschiedspredigt diese Bitte erfüllen wollte, fand er seine Kanzel bereits von seinem Nachfolger besetzt, allerlei gedungenes Gesindel stand bereit, nöthigenfalls mit Steinwürfen und Stockschlägen den Versuch, die Predigt zu halten, zu vereiteln. Da errichten seine Anhänger in der Eile auf der Kirchhofsmauer eine Kanzel, und Coke hat die Freude, ungestört einer großen tief ergriffenen Versammlung seine Abschiedsworte zu verkündigen. Dann zog er sich nach seiner Vaterstadt zurück, in stillem Wohlthun seinem Herrn und Heiland dienend.

Nicht lange genoß er der Ruhe. Er lernte im Jahre 1776 J. Wesley persönlich kennen, und beide merkten bald, daß der Herr sie zusammengeführt habe. Sie schlossen

mit einander den Bund zu gemeinsamem Wirken für das Reich Gottes.*) Im Sommer 1777 wurde Coke's Name in die Liste der Methodisten-Prediger eingetragen. Von dieser Zeit an beginnt seine umfassende Thätigkeit, er zieht von Ort zu Ort, von Land zu Land, überall das eine Ziel im Auge habend, den Namen des Herrn zu verherrlichen. Nachdem er eine Reise durch die Gemeinden in England und Irland gemacht, begab er sich mit zweien Freunden am 18. Sept. 1784 nach Nordamerika. J. Wesley ernannte ihn zum Superintendenten der amerikanischen Gemeinde, und entsandte ihn mit der Instruktion, die zerstreuten Methodisten-Vereine in Amerika zu einer selbstständigen Kirche zu organisiren. Als Leitfaden seiner Wirksamkeit gab er ihm eine Abkürzung der Liturgie und der 39 Artikel der anglikanischen Kirche mit.

Der religiöse Zustand des jungen nordamerikanischen Freistaates war ein höchst betrübender. Ein neunjähriger Krieg hatte die meisten Gemeinden innerlich und äußerlich zerrüttet. Die von England aus angestellten Geistlichen hatten das Vertrauen der nach Unabhängigkeit vom Mutterlande durstenden Einwohner verloren; die wackersten und treuesten unter ihnen, welche der Empörung nicht das Wort hatten reden können, waren zur Flucht genöthigt worden. Hirtenlos irrten die Gemeinden umher, bis die barmherzige Liebe sich ihrer annahm und das Zerstreute zu sammeln begann. Coke schloß sich nach seiner Ankunft

---

*) Wesley sagt (Works Vol. V. p. 198.) von seinem ersten Zusammentreffen mit Coke: I had much conversation with him, and an union then began, which, I trust, shall never end.

an den bewährten Prediger Franz Asbury an, mit welchem er sich über seine nächste Thätigkeit verständigte. Auf das Weihnachtsfest wurde eine Conferenz sämmtlicher Methodisten-Prediger anberaumt, bis dahin aber wollten Beide die nordamerikanischen Gemeinden besuchen. An 400 Meilen wandert Coke in Begleitung des frommen Negergehülfen Harry im Lande umher; an manchen Orten wird er barsch zurückgewiesen, die Kirchen werden ihm verschlossen, und er muß auf freiem Felde seine Gottesdienste halten; an andern Orten wird er als ein Bote des Himmels mit Freuden begrüßt, die Herzen öffnen sich dem lange entbehrten Worte Gottes, das er in Beweisung des Geistes und der Kraft verkündigt. Am 14. Dezember trafen Coke und Asbury wieder in der Cheasepeakbai zusammen. Wie mußten sie den Herrn preisen für alle Gnade, mit welcher er ihre Wege begleitet hatte! Vor ihrer Reise hatten sie den Gedanken an die Errichtung eines Prediger-Seminars gefaßt; an 11000 Gulden waren dafür in ihre Hände gelegt, und nicht lange nachher blühete die Anstalt Cokesbury nicht weit von Baltimore lieblich auf*.)

*) Im J. 1792, wo die Anstalt von 70 Zöglingen besucht wurde, wurden die Gebäude durch einen Bösewicht in Brand gesteckt und ein Raub der Flammen. Coke richtete dieselben mit Hülfe einiger Freunde wieder auf, die Anstalt wurde durch Ankauf benachbarter Häuser erweitert und von einer bedeutenden Anzahl Jünglinge besucht. Im J. 1797 gerieth ein in der Nähe stehendes Haus in Brand, das Feuer ergriff auch die Anstalts-Gebäude und legte sie in Asche. Coke glaubte in diesen Mißgeschicken einen Wink seines Herrn zu sehen, daß wenigstens für jetzt die amerikanische Methodisten-Kirche nicht durch derartige Pflanzschulen erhalten werden sollte.

Die auf den 24. Dezember zusammenberufene Methodisten-Prediger-Conferenz zu Baltimore war von sechszig Geistlichen besucht. Sie erklärte sich mit den erwähnten Anordnungen Wesley's einverstanden und stellte auf Grund derselben die Verfassung der amerikanischen Methodisten-Kirche fest. Asbury wurde neben Coke zum Bischof ernannt. Nach dem Schlusse der Versammlung begab sich der Letztere von neuem auf die Reise, um in den Gemeinden die neue Ordnung einzuführen und zugleich das Evangelium in möglichst weiten Kreisen zu verkündigen. Namentlich war es seine Absicht, das harte Loos der zahlreichen Negersklaven, welche er gleich vernunftlosen Thieren betrachtet und behandelt sah, zu erleichtern, für ihre persönliche Freiheit seine Stimme zu erheben und für ihren christlichen Unterricht zu wirken. Schaaren von Zuhörern strömten zu seinen Predigtgottesdiensten, und das vergessene Wort des Herrn bewies seine Kraft an den Seelen. Nicht selten waren die Wanderungen des Zeugen des Herrn durch die öden und unwegsamen Gegenden mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Hätte Gott nicht über das Leben seines Knechtes gewacht, so würde er bald denselben erlegen sein. Er erzählt in seinem Tagebuche vom 8. März 1785:*) „Gestern war viel Schnee und Hagel gefallen, und diesen Morgen trat schnelles Thauwetter ein. Ich hatte zwischen Alexandria und Colchester zwei Waldströme zu passiren, welche stark angelaufen waren. Ueber den ersten brachte mich mein Pferd glücklich hinüber. Als ich nach zwei Stunden zum zweiten kam, so sah ich, daß er in zwei wilden Strömungen hinabrollte. Ich war allein,

*) Baseler Miss.-Magazin. 1825. H. 1. S. 27.

indem ich meinem Bedienten Tages zuvor erlaubt hatte, einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen. Erst als ich im Wasser war, bemerkte ich, daß ein hergeflößter Baum den Landungsplatz versperrte, auf den im wilden Strom mein Auge gerichtet war. Ich versuchte es, mit meinem Pferde um ihn herumzuschwimmen, allein vergeblich. Während ich mich gegen den reißenden Strom am Baume festhielt, machte er sich vom Ufer los, mein armes Pferd ward vom Strom unter mir weggerissen, und ich hing nun am Baume, der mich mit sich den Strom hinabzog. Weiter abwärts war mitten im Flußbette ein Baum aufgewachsen, dessen Wurzel eine kleine Insel bildete, an welcher sich der Baum anhing, an den ich mich angeklammert hatte. Aber unglücklicher Weise wurde ein großer Baumast vom Strome an dieselbe Stelle gerollt, der meinen Rücken so gewaltig verpolterte, daß ich den jähen Tod vor meinen Augen sah. Nun schrie meine Seele zu Gott und rief laut die Verheißung des Herrn aus: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Daran klammerte ich mich so fest, wie an meinen Baum an, ich hatte keine Furcht vor dem Tode, vielmehr sprach es laut in meiner Seele: „Du wirst nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen.“ Alle meine Plane, die ich zum Besten meiner Brüder entworfen hatte, zogen an meiner Seele vorüber, und ich konnte sie nicht aufgeben. Endlich half mir die Hand meines allmächtigen Retters, ich bekam Luft genug, meine Kniee auf den Baum zu bringen, und so kroch ich mit größter Anstrengung nach der kleinen Anhöhe, welche ich glücklich erreichte. Hier legte ich mich nieder, um wieder zu Athem zu kommen, und wagte es sodann, durch die nicht sehr tiefe Furt an das Land zu waten. Zitternd am ganzen

Körper sah ich mich in der Nachbarschaft nach einer Hütte um, in der ich einen Neger fand, der mir seinen alten Schafpelz lieh, während er meine Kleider trocknete, und ich auf dem Boden ruhig einschlief. Als ich erwachte, hatte ein Bauer mein Pferd vor die Hütte gebracht, das er im Strom aufgefangen hatte, und nach dessen Eigenthümer er sich hier erkundigen wollte. So ward ich zum Preise Gottes wunderbar aus der Gefahr errettet; „darum lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat." —

Die Amerikaner ließen sich Coke's Bußpredigten wohl gefallen, so lange er nicht ihre Lieblings- und Schooßsünden angriff. Als er aber sein gewaltiges Wort gegen diese richtete, erhob sich die bitterste Feindschaft, welche selbst zu Mordanschlägen gegen ihn führte. Des Landes Schooßsünde war das Sklavenwesen, Coke zeugte mit aller Kraft gegen die Ungerechtigkeit „des Handels mit Menschenfleisch" und gegen die unmenschliche Behandlung der unglücklichen Opfer dieses Handels. Es erhob sich gegen ihn ein gewaltiger Sturm, aus dem er nur durch die rettende Hand seines Gottes unversehrt herausging. Am 9. April 1785 sprach er in der Provinz Virginien als Sachwalter der Negersklaven. Ein Haufe Sklavenmäkler hatte sich vor die Thür gestellt, um ihn beim Herausgehen mit Steinen und Stöcken zu empfangen. Allein eine Magistratsperson, welche selbst Sklaven hielt, legte sich in's Mittel, die wüthende Bande wurde auseinander gesprengt und Coke ging unversehrt durch die Reihen. Sein Beschützer aber war von seinem Worte so ergriffen, daß er sofort seinen fünfzehn Sklaven die Freiheit schenkte. Als Coke am folgenden Tage in der Nachbarschaft predigte, stellte sich ein bewaff-

neter Pöbelhaufe in der Kirche auf, fest entschlossen, den verhaßten Prediger sich nicht entschlüpfen zu lassen. Nach einem entschiedenen Zeugnisse geht er unerschrocken auf seine Feinde los, faßt sie fest in's Auge und Niemand wagt, Hand an ihn zu legen.

Auf der bald darauf stattfindenden Jahres-Conferenz setzte er den Antrag durch, die Regierung der Vereinigten Staaten um ihren Schutz für die Negersklaven anzugehen. Freilich blieben die Vorstellungen damals noch erfolglos. Ein Stern der Hoffnung aber ging ihm auf, als er mit seinem Freunde Asbury den edlen General Washington auf dessen Landgute Wernon besuchte, und dieser ihm das Versprechen gab, bei dem Congresse die Sklavenfrage zur Sprache zu bringen. Washington hielt sein Wort, aber die Lage der Unglücklichen ward nicht gebessert.

Am 1. Juni 1785 kehrte Coke nach England zurück. Wider Erwarten wurde er in seinem Vaterlande mit Kälte empfangen. Durch seinen Verkehr mit der nordamerikanischen Regierung hatte er den noch immer aufgeregten Nationalstolz der Engländer beleidigt und sich solch' allgemeine Ungunst zugezogen, daß man ihn zur Beruhigung der Gemüther aus der Reihe der Methodisten-Prediger streichen mußte, ohne jedoch dadurch seine Thätigkeit als Reiseprediger beschränken zu wollen. Der Betroffene fühlte sich durch diese Maßregel auf's tiefste gekränkt und verletzt, aber seine Liebe zum Herrn, sein Eifer, Seelen zu retten, wurde durch sie nicht gemindert. Lehrend und predigend durchzieht er die heimathlichen Gemeinden, unermüdlich thätig für die Weckung des erstorbenen christlichen Lebens. Auf diesen Wanderungen gedachte er oft der geistlichen Verlassenheit, in welcher sich die aus Nordamerika geflohenen

brittischen Kolonisten in Neu-Schottland und Canada befanden. Er forderte zu Beiträgen auf, durch welche die Anstellung christlicher Prediger in jener Gegend ermöglicht werden könne. Sein Aufruf verhallte nicht fruchtlos; eine große Summe Geldes floß zusammen, durch welche nicht nur jener nächste Zweck erreicht, sondern auch der erste Gedanke an eine Heidenmission in Ostindien in seiner Seele erweckt wurde.

Im September 1786 trat er zu Gravesand zum zweiten Male die Reise über den atlantischen Ocean an. Seine Begleiter waren die Prediger Hammet, Warrener und Clarke, welche er den verlassenen Gemeinden Neu-Schottlands zuführen wollte. Die Reise war von Anfang bis zu Ende der gefährlichsten eine, welche er in seinem Leben je gemacht hat. In den ersten Tagen wurde das Auslaufen des Schiffes durch widrige Winde verhindert. Als es von heftigen Stürmen im Canal hin und her geworfen wurde, waren sie genöthigt, in Spithead einzulaufen. Coke machte in dieser Zeit einen kurzen Besuch in Portsmouth, seine Rückkehr zum Schiffe während der Nacht war mit der größten Lebensgefahr verbunden. Als das Schiff die offene See erreicht hatte, wurde es mit einem andern so arg zusammen getrieben, daß sich das Tauwerk in einander verwickelte und beide dem Untergange nahe waren. Nicht lange nachher segelte eine große Fregatte so scharf auf es zu, daß es nur mit genauer Noth der Gefahr, in den Grund gebohrt zu werden, entging. Endlich am 14. Oktober erhob sich ein günstiger Wind. Die Reisenden schöpften neuen Muth, sie hofften, schnell vorwärts zu kommen. Ihre Freude war von kurzer Dauer, denn schon am 17. Oktober begann neue Noth. Das Schiff

hatte einen gefährlichen Riß bekommen, dessen Ausbesserung auf offener See unmöglich war. Die Angst der Schiffsleute stieg mit jedem Augenblicke, da der Sturm immer heftiger wurde. Und wie der Sturm um das Schiff tobte, so tobte der Kapitain auf dem Schiffe. Er schrieb die Noth den Gebeten Coke's zu, man hörte ihn sagen: „Wir haben einen Jonas im Schiff.“ Eines Tages erbrach er in seinem Zorn Coke's Cajüte, warf alle Bücher und Papiere in's Meer und war nahe daran, dasselbe auch mit dem vermeintlichen Jonas zu thun, doch begnügte er sich damit, die furchtbarsten Fluchreden gegen ihn auszustoßen und ihm einige Faustschläge zu geben. Erst als die Gefahr vorüber war, nahm er eine freundlichere Stellung zu dem Beter an. Lassen wir uns von Coke selbst in diese Nothzeit einführen: „Am 30. Oktober nahm das Toben des Windes und der Wellen so fürchterlich zu, daß ich die Frau des Kapitains neben mir auf das kläglichste jammern hörte, und daß einer der Mitreisenden bestürzt in meine Cajüte eilte und sagte: „Beten Sie für uns, Doctor, beten Sie für uns, denn wir sind verloren.“ Ich ging auf das Verdeck hinauf und fand, daß ein schwarzer Orkan im Anzuge war. Sie hatten kaum mehr Zeit gehabt, den Hauptmast und das Tauwerk abzuhauen, nachdem der Wind den Vordermast bereits abgerissen hatte, und so erwarteten sie jeden Augenblick, daß das Schiff untersinken würde. In diesem schauervollen Augenblicke kniete ich mit meinen Brüdern in einer Ecke des Schiffes nieder und wir Alle dürfen sagen, daß wir uns gänzlich in Gottes Willen hingegeben fühlten. Zum Ruhm der Gnade Christi darf ich bekennen, daß ich ganz von der Todesangst befreit war; aber unser Bruder Hammet war bei dieser Gelegenheit unter Allen

der Stärkste im Glauben. Sein erstes Gebet war nichts weiter als eine einfache Erklärung seiner vollen Glaubenszuversicht vor Gott, er werde uns aus dieser Noth erlösen, und in dem Augenblick der größten Gefahr fing er an, unsernt Gott für die Erlösung herzlich zu danken. Indeß auf dem Verdeck von der fürchterlichen Gewalt der Winde und der Wellen alles zersplittert wurde, schien es, als ob Wolken und Luft und Wasser alles in Eins gemischt sei. Jedoch der Herr half uns aus dieser Stunde, der Sturm legte sich; allein wir hatten alle Maste und Ruder verloren und uns blieb nichts übrig, als mit dem Winde zu treiben. Aber schon am 4. Dezember brach ein neuer Sturm aus, der uns in der größten Hülfslosigkeit eine der finstersten Lebensnächte brachte. Die Matrosen hatten allen Muth verloren, da der Sprung am Schiff zu einer schrecklichen Größe aufgerissen war. In dieser hoffnungslosen Lage der Dinge ging der Kapitän am folgenden Morgen mit seinen Leuten zu Rathe, was zu ihrer Rettung zu thun sein möge, und da wir beinahe ganz der Willkür der Wellen hingegeben waren, so war es der beste Entschluß, den sie fassen konnten, sogleich die Richtung zu ändern und mit möglichster Behendigkeit nach Westindien zu segeln. Von diesem Augenblicke an waren uns die Elemente günstig, und das Schiff flog von dem kalten Norden nach dem warmen Süden hinab. Während dieser Stürme waren wir auch nicht einem Schiffe begegnet, das uns in der Noth hätte Hülfe leisten können. Eine merkwürdige Erscheinung haben wir indessen wahrgenommen, noch ehe der Kapitän den Entschluß gefaßt hatte, nach Westindien zu segeln. Wir sahen nämlich alle in der stockfinstern Nacht ein Licht, wie die Schiffe in der Nacht aufzustecken pflegen, wenn sie an

einander vorüberziehen. Dieses Licht war so nahe, daß der Kapitain das Sprachrohr verlangte, um mit den Vorüberziehenden zu reden. Allein noch ehe es kam, war das Licht schon verschwunden, und nichts als die Finsterniß der Nacht und das Heulen der Wellen blieb übrig. Ob dies ein Meteor des Sturmes war, oder ob gerade in diesem Augenblicke ein Schiff vor uns unterging, können wir nicht sagen." — Mitten in aller Gefahr und Noth ruhete die Seele der Brüder in Gottes Willen. Ihre Herzensstimmung läßt sich am besten aus Coke's Worten erkennen, welche er in der Stunde der größten Gefahr angesichts des Todes in sein Tagebuch schrieb: „Diesen Morgen fanden wir, daß der Leck mehr Wasser eingenommen hatte, als je zuvor. Ich ging in die Stille, um ernsthaft mit meinem Gotte über diesen Gegenstand auszureden. Welche Gründe hast du zu dem Wunsche, länger zu leben? dachte ich. Ich habe bereits Alles um Christi willen hingegeben, und habe nicht den geringsten Grund zu dem Wunsche, länger zu leben, wenn es nicht zur Verherrlichung Christi in seiner Gemeinde ist. Und warum sollte ich das so angelegentlich verlangen? Wie gar leicht kann der Herr meine Stelle mit einem Andern ausfüllen, der noch unendlich besser taugt, als ich. Ich bin daher bereit, zu sterben. Ich liebe meinen Gott und habe die feste Zuversicht, daß er durch Christum alle meine Gebrechen und Mängel aus Gnaden ersetzen wird, ehe Er mich in das Reich der Geister hinübernimmt." — Durch Sturm und Wind, die Gottes Diener sind, waren Coke's Wege von dem ursprünglichen Reiseziel nach dem Lande gerichtet, wo seiner Liebe sich ein bisher nicht betretenes Arbeitsfeld eröffnete. Er sollte der seufzenden Negerwelt Westindiens ein Bote des Friedens werden, und

mit der ganzen Kraft seines Lebens ist in er diesen ihm vom Herrn zugewiesenen Beruf eingetreten. Am Weihnachtsfeste 1786 lief das durch ein Wunder Gottes gerettete Schiff in den Hafen der Insel Antigua ein.

Zweites Kapitel.

Th. Coke's Missionsreisen bis zum Jahre 1791.

Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber ist wenig; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte. Luc. 10, 2.

Die zahlreichen Negersklaven, welche die der englischen Krone zugehörende Insel Antigua bewohnten, hatten schon vor Coke's Ankunft die christliche Liebe der evangelischen Brüdergemeinde erfahren dürfen. Ihre Missionare gründeten im Jahre 1756 eine Kolonie bekehrter Schwarzen, deren liebliche Anfänge ein fröhliches Wachsthum verhießen.*) Neben ihnen wirkten einige fromme Männer, denen die geistliche Versunkenheit der Neger zu Herzen ging. Ein angesehenes Magistrats-Mitglied Gilbert, welcher durch Wesley's Predigten den Herrn gefunden, fühlte sich getrieben, die Neger seiner Plantagen im Christenthum zu unterrichten. Damals war solche Sorge für das Seelenheil der Neger unter den Europäern etwas so Unerhörtes und

*) Oldendorp's Geschichte der Mission der ev. Brüder auf den caraibischen Inseln St. Thomas 2c. II. S. 809 ff.

Ungewöhnliches, daß Gilbert der Gegenstand der Bewunderung und des Spottes wurde. Gott gebraucht für den Ausbau seines Reiches allerlei Leute. Reiche und Arme müssen ihm dienen, wenn sein Wille sie ruft. Hatten die Sklaven in dem angesehenen und reichen Gilbert einen warmen Freund gehabt, so sollte nach dessen Tode ihnen derselbe durch einen einfachen Handwerker ersetzt werden. Es war im Jahre 1778, als sich die obrigkeitliche Behörde Antigua's nach England mit der Bitte um einen geschickten Schiffsbaumeister wandte. Die brittische Regierung entsandte einen Mann, der sich nicht bloß auf den Bau der Seeschiffe verstand, sondern auch auf den Bau der Gottesarche, welche die verlorenen Sünder aus der Fluth des ewigen Todes und Verderbens rettet. Sein Name ist Baxter. Seit 1½ Jahren Mitglied der Methodisten-Gemeinde, brachte er ein von barmherziger Liebe gegen die unglücklichen Sklaven erfülltes Herz mit. Er sammelte die Heilsbegierigen um sich und verkündigte ihnen an den Sonntagen in einfachster Weise das Evangelium. Seine Andachtsstunden fanden zahlreiche Theilnahme unter Schwarzen und Weißen, so daß im J. 1783 ein eigenes Bethaus errichtet werden mußte, welches an 2000 Zuhörer faßte. Allein auf die Dauer war Baxter seinem Doppelamte nicht gewachsen. Er dachte daran, das Evangelistenamt aufzugeben. Das geschah gerade in der Zeit, als Coke an die Insel verschlagen wurde. Er war zu rechter Stunde gekommen. Noch an dem Tage seiner Ankunft predigte er in der Kapelle den Negern das Weihnachtsevangelium. Seine Zeugnisse wurden mit Freuden gehört. „Ich bin genöthigt", schreibt er, „jeden Tag zweimal Gottesdienst zu halten. Die Kapelle ist an den Abenden gewöhnlich

schon eine Stunde vor dem Gottesdienste so mit Menschen angefüllt, daß ich immer früher anfangen muß. Meist sind schon alle Sitze von den weißen Herren und Frauen der Stadt besetzt, so daß die armen Neger, welche die Kapelle gebaut haben, draußen stehen müssen; und sie lassen sich dies mit sichtbarer Freude gefallen.“ Allgemein war der Wunsch, daß Coke bleibend seinen Wohnsitz auf der Insel aufschlage. Konnte er sich nicht dazu verstehen, so ging er mit Freuden auf das Verlangen ein, einen der für Neu-Schottland bestimmten Brüder zurückzulassen. Dazu ward Miss. Warrener ersehen, der erste Methodisten-Missionar auf den westindischen Inseln.

Die Kunde von seiner Thätigkeit auf Antigua hatte sich bald zu den benachbarten Inseln verbreitet. Von allen Seiten liefen Einladungen ein, und Coke durfte sie nicht zurückweisen. Er entschloß sich, mit seinen Gefährten, denen sich auch Baxter anschloß, eine Missionsreise zu verschiedenen Inseln zu unternehmen. Zuerst ging's nach Dominica. Hier trafen sie mehrere Neger, welche früher der Missionsgemeinde der Brüder auf Antigua angehört hatten. Bald kamen noch mehrere Heilsbegierige, Weiße und Schwarze, herzu. Coke hielt mit ihnen im Hause einer frommen Mulattin eine religiöse Versammlung. Von Dominica steuerte er nach der Insel St. Vincent. Die Neger bezeugten ein allgemeines Verlangen nach dem Worte Gottes, und er wies Miss. Clarke an, als Arbeiter in dieses verheißungsvolle Feld bleibend einzutreten. Ein frommer Engländer ließ sofort ein Waarenhaus zur Wohnung des Missionars herrichten. Der Gouverneur und die angesehensten Einwohner boten Schutz und Unterhalt an und baten, daß Clarke auch für die Weißen sonntäglich Gottes-

dienst halten möge. „Was die Neger im Allgemeinen betrifft," schreibt Coke in seinem Tagebuche, „so ist es nicht in Worte zu fassen, mit welcher Liebe sie uns nachblicken, wenn wir an ihnen vorbeigehen. Diese Männer hat der Sturm für uns hergejagt, hörten wir sie zu einander sagen. Daß ein Missionar bei diesen guten Leuten bleiben muß, ist mir als Gottes Wille so klar, wie wenn es mit einem Sonnenstrahl vor mir geschrieben stände." Von St. Vincent führte die Reise nach St. Kitts (St. Christoph), wo bereits alle Vorbereitungen zu Coke's Empfange getroffen waren. Kaum hatte er das Land betreten, so konnte er schon einer großen Versammlung das Evangelium predigen. Leider nöthigte ihn die schnelle Abfahrt des Schiffes, nähere Einleitungen zur Gründung einer Missionsstation auf einen spätern Besuch zu verschieben. Der folgende Morgen brachte ihn nach der Insel Newis. Er wurde zwar von den Behörden freundlich aufgenommen, allein seine Vorschläge, die Neger mit dem Worte vom Kreuze bekannt zu machen, fanden keinen Anklang, und unverrichteter Sache kehrte er nach St. Kitts zurück. Die dortigen Neger zeigten ein solches Verlangen nach der evangelischen Predigt, daß Coke seinen dritten Begleiter, Miss. Hammet, daselbst zurückzulassen beschloß. Als man in Newis davon gehört hatte, wurde Hammet von einigen angesehenen Plantagenbesitzern ersucht, von Zeit zu Zeit zu ihnen zu kommen und ihre Neger im Christenthum zu unterrichten. Coke setzte seine Reise nach der holländischen Insel St. Eustach fort, deren Negerbevölkerung ein hoffnungreiches Missionsfeld in Aussicht stellte. Bei seiner Landung empfingen ihn zwei Freineger mit der Frage, ob er zu den Brüdern (der Brüdergemeinde) gehöre,

und als er diese Frage verneinte, aber hinzusetzte, daß sein Werk kein anderes als das der Brüder sei, so wurde er freundlich in ihre Hütte geführt und bewirthet. Sie meinten, auf solche Leute hätten sie schon lange gewartet. Coke wünschte, etwas Näheres über diese Neger zu erfahren, und da wurde ihm folgendes berichtet. Vor mehreren Jahren war ein Negersklave Harry von dem nordamerikanischen Festlande nach der Insel verkauft worden. Er war Mitglied der Methodistenkirche, und sein größter Kummer war es, die schönen Gottesdienste des Herrn und den Umgang mit christlichen Brüdern entbehren zu müssen. Er faßte endlich den Muth, in den Feierstunden seinen Mitsklaven von der Gnade des Heilandes zu erzählen. Die ungewöhnliche Kunde zog viele Zuhörer herbei, und das um so mehr, als der Gouverneur selbst einmal mit Freunden Harry's Erzählungsstunde beigewohnt hatte. Der Herr segnete das Wort des Sklaven, mehr als 20 Neger wurden bekehrt. Sie wurden von der Macht des Evangeliums oft so überwältigt, daß sie zu Boden fielen und einige Stunden besinnungslos da lagen. Das gab nun den Sklavenhaltern willkommenen Anlaß, dem Harry die Versammlungen zu untersagen. Gerade an dem Tage, an welchem dem schwarzen Missionar der Mund geschlossen wurde, kam Coke auf der Insel an, um desto lauter die Predigt des Evangeliums erschallen zu lassen. Seine Hoffnungen wurden bitter getäuscht. Die Regierung war einer Missionsthätigkeit sehr abgeneigt, und alle Bemühungen, sie eines besseren zu überzeugen, waren fruchtlos. Unter den Thränen der Neger mußte er von einem Arbeitsfelde scheiden, das reif war zur Ernte, der aber die Arbeiter versagt waren. Bei seiner Abreise gaben ihm die Schwar=

zen einen rührenden Beweis ihrer Liebe, sie versahen ihn mit einem solchen Vorrath von Lebensmitteln, daß er und seine acht Reisegefährten beinahe drei Wochen auf der See davon leben konnten. *) Am 28. Februar 1787 landete er in Charlestown in Nordamerika. Er fand die Methodisten-Gemeinden in erfreulichem Wachsthum. Wie früher, so zieht er auch jetzt wieder lehrend und predigend durch das Land, um seinem Heilande Seelen zu gewinnen. Seine Zeugnisse gegen die Sklaverei hatten ihm in den Sklavenhaltern gefährliche Feinde zugezogen, welche selbst einen Mordversuch gegen ihn nicht scheueten. Als sie seine Wiederkehr erführen, sandten sie Leute aus, ihn aufzufangen. Der Herr ließ den Anschlag mißlingen. Um aber auf immer sich des verhaßten Predigers zu entledigen, wußten sie zu Richmond eine Regierungsakte zu erpressen, welche Coke für einen gefährlichen Menschen erklärte, den man verfolgen müsse. Er aber ließ sich nicht einschüchtern. Seines heiligen Rechtes gewiß, begab er sich kühnen Muthes nach Richmond. Kein Mensch wagte, Hand an ihn zu

*) Nach Coke's Abreise mußte Harry seine Erbauungsstunden einstellen; als aber die Gährung der Gemüther sich gelegt hatte, glaubte er ungestraft mit einigen seiner schwarzen Brüder zum Gebet zusammen kommen zu dürfen. Auch das wollten seine Feinde nicht zugeben; sie verklagten ihn bei dem Gouverneur, und über Harry wurde das harte Urtheil gesprochen, daß er öffentlich gegeißelt, eine Zeitlang in's Gefängniß geworfen und dann für immer von der Insel verbannt werden sollte. Dieses Urtheil wurde an ihm vollstreckt, und man hörte zehn Jahre lang nichts von ihm. Später aber traf ihn Coke auf seinen Wanderungen in den nordamerikanischen Staaten als einen frommen und achtungswerthen Freineger wieder.

legen. Durch seine Unerschrockenheit waren die Gegner so betroffen, daß der Gouverneur selbst ihm den Saal des Rathhauses anwies, wo er einer großen Versammlung das Evangelium predigen und die Wahrheit bezeugen konnte, daß der Sklavenhandel eine Sünde und Schande für ein christliches Volk sei.

Am 25. Juni 1787 traf er aus Amerika in Dublin ein. Hier fand er seinen Freund Wesley, und beide begaben sich nach Manchester, wohin die Conferenz der Methodisten-Prediger ausgeschrieben war. Die Noth der westindischen Sklaven brannte Coke wie Feuer in der Seele: er lebte fast nur dem einen Gedanken, dieser Noth abzuhelfen und die Unglücklichen zu seligen Gotteskindern zu machen. Aufs wärmste nahm er sich ihrer vor seinen Mitarbeitern an, seine Freude war unaussprechlich, als die Conferenz den Beschluß faßte, den Negern christliche Lehrer zuzusenden, sobald die erforderlichen Geldmittel zusammengebracht seien. Und nun erbot sich Coke, wiewohl sein natürliches Gefühl sich sehr sträubte, als Collectant durch das Land zu ziehen und von Haus zu Haus die christliche Liebe für seine Neger anzusprechen. Er bat nicht vergebens. Als im Frühjahr 1788 die Prediger-Conferenz wieder versammelt war, wurde die sofortige Aussendung dreier Missionare beschlossen. Ihre Namen sind Lumb, Gamble und Pearce. Coke sollte ihr Führer sein. Nach glücklichster Seefahrt landete er mit Pearce auf der Insel Barbadoes, während Lumb und Gamble die Reise nach St. Vincent fortsetzten. Durch einige fromme Soldaten, welche Miss. Pearce von früher her kannte, wurden die Fremdlinge in das Haus eines christlichen Kaufmanns, Button, eingeführt. Coke hatte denselben früher

in Nordamerika kennen gelernt und mehrere seiner Sklaven gekauft. So wurde ihm unverhofft der Eingang auf der Insel eröffnet. Mehrere Plantagenbesitzer ersuchten ihn, ihre Sklaven zu unterrichten, auch der Gouverneur war der Missionsthätigkeit geneigt, er sagte ihr seinen Schutz und Beistand zu, so daß Coke seinen Begleiter Pearce als Missionar für die 70,000 schwarzen und 30,000 weißen Bewohner anstellte. Nachdem er noch für die ersten Einrichtungen seines Gefährten Sorge getragen, reiste er seinen beiden vorangegangenen Freunden nach St. Vincent nach. Er richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die in den Gebirgen der Insel wohnenden Kariben, die Ureinwohner des Landes.*) Ein Besuch unter diesem wilden Bergvolke aber zeigte, daß ein Missionsversuch fruchtlos bleiben werde. Lieblichere Erfahrungen machte er unter den Negern, mit deren christlicher Unterweisung er Miss. Clarke und Gamble beauftragte. Nach einem kurzen Aufenthalte auf der Insel Dominica steuerte er mit Miss. Lumb nach Antigua. Seit dem letzten Besuche war die Negergemeinde auf 2800 Seelen angewachsen. Das Evangelium hatte unter den sonst so rohen und allen Ausschweifungen ergebenen Schwarzen seine Macht bewiesen, an Einzelnen zeigten sich hocherfreuliche Spuren des neuen Lebens. Auch auf St. Kitts fand er die Gemeinde in blühendem Zustande. Um Miss. Hammet hatten sich an 700 Heilsbegierige gesammelt, in deren geistlicher Pflege er von zwei wackeren Negergehülfen unterstützt wurde.

Darauf führte die Reise unsern Coke nach St. Eustach. Seit seinem früheren Besuche hatte er an die Insel nur

---

*) Ev. Missionsgeschichte. B. III. H. 1—2. S. 8 ff.

mit Wehmuth denken können, und was er jetzt erfuhr, war nicht geeignet, ihn mit Freude zu erfüllen. Das kleine Häuflein gläubiger Neger hatte seit seiner Abreise eine schwere Zeit durchmachen müssen. Die Regierung beharrte in ihrem Widerspruche gegen das Missionswerk. Sie hatte nicht verschmäht, folgenden unmenschlichen Befehl zu erlassen: „Wenn ein Weißer irgendwo mit einigen seiner Brüder betend angetroffen werden sollte, so soll er zum ersten und zweiten Male um Geld gestraft, und bei dem dritten Vergehen gegeißelt, seines Vermögens für verlustig erklärt und von der Insel verbannt werden. Ein Schwarzer soll für jedes Gebet 39 Ruthenstreiche erhalten, und wenn er zum zweiten Male ertappt wird, gegeißelt und von der Insel verbannt werden. Sollte ein Sklave des Verbrechens schuldig gefunden werden, gebetet zu haben, so soll er ohne Weiteres gegeißelt werden.“ Diese grausame Verordnung stand noch in Kraft und schnitt Coke jede Möglichkeit ab, auf der Insel thätig zu sein. Schweren Herzens verließ er am 1. Januar 1789 die aus 258 Seelen bestehende Gemeinde, die er nur auf die zu hoffende Hülfe des Herrn verweisen konnte. Kaum hatte er mit einigen Gefährten sich eingeschifft, als sie zu ihrem Schrecken gewahrten, daß Kapitain und Matrosen in solchem Grade betrunken waren, daß sie das Schiff nicht zu lenken vermochten. Bald rannten sie an ein großes Fahrzeug an, büßten etliche ihrer Masten ein, und Wind und Ebbe trieb sie unaufhaltsam in die offene See hinaus. Obgleich der Schifffahrt unkundig, blieb den Reisenden nichts anderes übrig, als selbst das Steuerruder zu ergreifen; nach unsäglichen Mühen gelang es ihnen, die Insel St. Eustach wieder zu erreichen. Coke sah in der

mißlungenen Abreise einen Befehl des Herrn, auf der Insel zu bleiben und trotz der Feindschaft der Regierung sein Werk zu treiben. Um die gläubigen Neger nicht in etwaige Strafen zu stürzen, miethete er sich eine Wohnung, in welcher er den um sich sammelnden Zuhörern Buße und Glauben an Jesum Christum predigte. Anfangs ließ die Behörde ihn ungestört. Als er aber auf den nächsten Sonntag eine Predigt an einem öffentlichen Orte ankündigte, legte der Gouverneur sich ins Mittel. Er verbot dem Hausbesitzer, den lästigen Wahrheitszeugen länger zu beherbergen, ihm selbst aber wurde alles fernere Predigen untersagt. Coke, um über die Neger nicht den Zorn der Regierung herauf zu beschwören, fügte sich und begab sich über St. Kitts und Newis nach der holländischen Insel Saba. Er erfreute sich hier einer ganz anderen Aufnahme. Der Gouverneur kam seinen Wünschen freundlichst entgegen. Dringend wurde er gebeten, das seit 17 Jahren auf der Insel nicht gehörte Wort Gottes zu verkündigen. Als er sich zur Abreise anschickte, drang der ganze Rath in ihn, einen Missionar zurückzulassen. Dazu wurde Miss. Brazier erwählt, der in Westindien geboren und durch Miss. Hammet gebildet war. Kaum hörte der Gouverneur von St. Eustach, dessen Untergebener der von Saba war, von den neuen Dingen auf der Insel, als er die sofortige Ausweisung des Missionars befahl. Man wagte nicht, diesem Befehle entgegen zu handeln, und Coke sah aus allen diesen Erlebnissen, daß vorderhand auf den holländischen Inseln nichts auszurichten sei. Er wandte sich deshalb über Tortola nach der dänischen Insel St. Croix, wo ihm so viele Freundlichkeit bewiesen wurde, daß er einen seiner Begleiter als Prediger dort zurückließ. Dann setzte er

seine Reise nach Jamaica fort. Auch hier boten sich für ein Missionsunternehmen günstige Aussichten. „Ich bin fest überzeugt" schreibt er, „daß viel Gutes auf dieser Insel ausgerichtet werden könnte, wenn das Evangelium mit Macht verkündigt würde. Schon jetzt könnte ein kleines Häuflein heilsbegieriger Seelen aus Weißen und Schwarzen zu Kingston gesammelt werden. Unstreitig verdient diese große und volkreiche Insel unsere Aufmerksamkeit, da sie bei 300,000 Seelen in sich faßt, unter denen mehr als 250,000 Negersklaven sich befinden." Zu seinem Schmerze mußte er die Insel verlassen, ohne die schönen Aussichten für Verbreitung des Evangelii benutzt zu haben, da er keinen Gehülfen dort zurücklassen konnte.

Nachdem seine Reise durch die westindischen Inseln beendet war, begab er sich nach Nordamerika. Mit seinem alten Freunde Asbury besuchte er die verschiedenen Methodisten-Gemeinden, deren Seelenzahl auf 43265 gewachsen war. Unter diesen befanden sich auch drei Indianer. Es bot sich eine günstige Gelegenheit, unter letzteren eine Mission zu versuchen, und Asbury wurde beauftragt, sich nach dem Fort Pitt zu begeben und von da die Einrichtung einer Schule unter dem in der Nähe wohnenden Indianerstamme zu bewirken. Allein der Versuch hatte keinen Erfolg.

Am 10. Juli 1789 kehrte Coke nach England zurück. Er beeilte sich, seinen Freunden über seine Reise zu berichten. Wie früher, so erhob er auch jetzt wieder seine Stimme für die Neger. Allgemein war man überzeugt, daß den Armen und Elenden Hülfe werden müsse; die Prediger-Conferenz beschloß, zu allen westindischen Inseln, auf welchen der Herr die Thür öffnen werde, Missionare zu senden.

Aber woher das erforderliche Geld nehmen? Coke weiß dazu keinen andern Rath, als wieder als Collectant durch's Land zu ziehen. Sechszehn Monate lang reist er von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf; wo ihm eine Kirche oder ein Privathaus geöffnet ist, läßt er seinen Hülferuf für die westindischen Sklaven erschallen, deren Jammer seine Augen gesehen, deren Seufzer sein Herz durchschnitten hatten. Oft ist Spott und Lästerung sein Loos, aber er erntet auch reichlich seines Gottes Segen. Eine bedeutende Geldsumme wird in seine Hände gelegt, mit welcher nicht nur die zur bisherigen Unterhaltung der Negermission contrahirten Schulden getilgt, sondern auch die Kosten zu neuen Unternehmungen bestritten werden können. Im October 1790 finden wir ihn mit zwei Begleitern, Lyons und Werril, auf dem Wege nach Westindien. Am 22. November landet er an der Insel Barbadoes. Sein Freund Pearce, der eine schwere Verfolgungszeit durchgemacht hatte, steht in frischester Thätigkeit. Er hat die Freude, in einem neuerbauten Bethause einer zahlreichen Versammlung das Evangelium predigen zu können. Ueber St. Vincent, wo die Missionsarbeit gesegneten Fortgang hat, begiebt er sich nach Granada. In dem dortigen Prediger Dent findet er einen warmen Negerfreund. Ihrer zwanzig heilsbegierige Sklaven haben sich zu einem Vereine zusammengeschlossen, der ernstlich unter der Leitung eines christlichen Mulatten aus Antigua nach Erkenntniß der christlichen Wahrheit sucht. Nach kurzem Aufenthalte auf Antigua, Montserrat und St. Kitts eilt er zu dem schwergeprüften Negerhäuflein auf St. Eustach. Die eben erfolgte Anstellung eines neuen Gouverneurs erweckt in ihm die Hoffnung, daß seiner Thätigkeit kein Hinderniß werde entgegengestellt

werden. Allein die Lage der Dinge blieb nach wie vor dieselbe; unfreundlich wird sein Wunsch, den Negern einmal zu predigen, zurückgewiesen. Ein Trost war es ihm, daß den Gläubigen gestattet war, unter sich Erbauungsstunden zu halten, welche von einigen wackeren Negergehülfen geleitet wurden. Von da führte ihn sein Weg nach Newis und Jamaika, wo er am 5. Januar 1791 auf Montego-Bai landete. Er hatte ein Empfehlungsschreiben an einen angesehenen Herrn, welcher ihn auf der Insel einführen sollte. Dieser lud ihn zu einem glänzenden Mittagsmahle ein. Coke bot den übrigen Gästen an, in der Stadt eine Predigt zu halten. Den Eigenthümer einer früheren Kirche, welche aber jetzt zum Schauspielhause diente, fand er bereit, seine Räume ohne irgendwelche Entschädigung den nach dem Worte Gottes verlangenden Schaaren zu öffnen. Die Predigt wurde aufmerksam angehört; rohen Ausbrüchen des Beifalls wußte der bessere Theil der Versammlung bald ein Ende zu machen. Von Montego-Bai begab sich Coke nach der Hauptstadt der Insel, Kingston, wo Miss. Hammet seit einem Jahre sich niedergelassen hatte und in einer neuerbauten Kapelle zahlreiche Zuhörer um das Wort sammelte. Allein auch hier hatte sich bittere Feindschaft erhoben, welche sich in groben Thätlichkeiten gegen Hammet Luft gemacht. Von einem rohen Pöbelhaufen war er in der Kirche überfallen und so mißhandelt worden, daß er lange Zeit an einer gefährlichen Krankheit darniederlag. Auch Coke blieb von den Gegnern nicht verschont. Durch die öffentlichen Blätter wurden die entehrendsten Gerüchte über ihn verbreitet; man schalt ihn einen Dieb, der durch die Flucht aus seinem Vaterlande dem Arm der Gerechtigkeit sich entzogen habe. Der Geschmähte ließ Alles ruhig über

sich ergehen: seine Vertheidigung überließ er dem Herrn, dessen Gnade und Wahrheit zu verkündigen seine Freude war. Da Hammet's Gesundheitszustand noch sorgfältigster Pflege bedurfte, so wurde beschlossen, ihn in Coke's Begleitung nach Nordamerika reisen zu lassen, während Miss. Werril und Brazier in die Arbeit auf der Insel eintraten. Bald sammelten sich die zersprengten Häuflein der Negergemeinde wieder, und da Coke versprach, ihr bei der britischen Regierung rechtlichen Schutz auszuwirken, so faßten auch die Verzagteren neuen Muth und waren entschlossen, treu in ihrem Bekenntnisse auszuharren, es komme, was da wolle. Er hatte noch kurz vor der Abreise die Genugthuung, durch Miss. Werril die Nachricht zu empfangen, daß seit einigen Tagen der christlichen Predigt kein Hinderniß bereitet werde. — In seinem Tagebuche erzählt er eine liebliche Geschichte, welche kurz vor seiner Abfahrt zu seiner Kenntniß gelangte. Vor mehreren Jahren hatte der König der Mandingo auf der westafrikanischen Küste seine Tochter verloren. Alle Nachforschungen, welche der bekümmerte Vater anstellen ließ, blieben fruchtlos. Eine bange Ahnung, daß das Kind durch europäische Sklavenhändler geraubt sei, erfüllte seine Seele mit tiefem Kummer. Die Trauer des alternden Vaters ging seinen Söhnen durch's Herz, und einer von ihnen faßte den kühnen Entschluß, auf einem Sklavenschiffe nach Westindien zu reisen und nähere Erkundigungen über das Loos der verlorenen Schwester einzuziehen. Die Reise blieb ohne Erfolg, und der arme geängstigte Vater gerieth in noch größere Bekümmerniß. Da entschließt sich der Sohn zu einer zweiten Reise und ist nach langen Nachforschungen endlich so glücklich, die viel beweinte Schwester in Kingston zu finden.

Sie war wirklich aus ihrem Vaterlande geraubt, hatte sich endlich in ihr trauriges Schicksal ergeben und später mit einem Freineger verheirathet. Beide hatten den Herrn kennen gelernt und waren Mitglieder der Methodisten-Gemeinde. Gerade um die Zeit, als Coke Jamaika verließ, schiffte sich der schwarze Prinz mit Schwester und Schwager nach seinem Vaterlande ein.

Nach äußerst gefahrvoller Seereise trafen Coke und Hammet am 21. Febr. 1791 in Nordamerika ein. Der Erstere nimmt alsbald seinen Wanderstab zur Hand, um die im Lande zerstreuten Gemeinden zu besuchen. Auf seinen Wanderungen findet er Gelegenheit, einem Indianerstamme am Cataubaflusse mit Hülfe eines Dolmetschers das Evangelium zu verkündigen. Allein die Heiden machten sich daraus nicht viel, und der Versuch, unter ihnen eine christliche Schule zu errichten, schlug gänzlich fehl. Erfreulicher war, was er an einer in der Nähe dieser Indianer wohnenden Kolonistenfamilie erlebte. Vor sechs Jahren war er auf einer Reise in Virginien bei einer Wittwe eingekehrt. Gottes Wort war der Frau, so wie ihren Kindern fremd, und beim Abschiede ließ er eine kleine Schrift zurück, welche die Hauptlehren des Christenthums kurz darstellte. Durch das Lesen derselben erwachte in den Gemüthern die Frage nach dem Wege des Lebens, und jetzt standen die Familienglieder im frischen seligen Glauben an den Herrn. Namentlich zeichnete sich einer der Söhne durch seinen Eifer aus, die Erkenntniß des Heils in jenen öden Wildnissen zu verbreiten.

Mitten in seiner gesegneten Thätigkeit erhielt Coke die unerwartete Kunde von dem am 2. März 1791 erfolgten Tode John Wesley's. Diese Trauerbotschaft

erschütterte ihn auf's tiefste, er eilte so schnell als möglich nach seinem Vaterlande zurück.

Drittes Kapitel.

Th. Coke's Missionsreisen bis zum Jahre 1804.

Seid fest und unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.
1. Cor. 15, 58.

Wesley's Tod war für die Methodisten-Verbindung von tiefgreifender Bedeutung. Er hatte nicht nach einem Primat in derselben getrachtet,*) aber seine Persönlichkeit hatte ihm fast wie von selbst einen die Gemeinschaft beherrschenden Einfluß verschafft, welcher ohne große Schwierigkeiten die oft bedrohete Einigkeit des Geistes aufrecht hielt. Wer soll, so fragte man sich, an seine Stelle treten? An seinem Grabe glaubte ein großer Theil seiner Freunde

*) Coke und Asbury, die beiden amerikanischen Superintendenten, hatten gegen Wesley's Wunsch und Willen den Bischofstitel angenommen. Der demüthige Wesley sprach darüber seine Entrüstung in den Worten aus: „Wie könnt ihr es dulden, wie euch unterstehen, euch Bischof nennen zu lassen? Ich schaudere, ich erschrecke bei dem bloßen Gedanken. Die Leute mögen mich einen Thoren oder Narren, einen Schuft oder Schurken nennen, aber Bischof sollen sie mich mit meiner Zustimmung nimmermehr heißen. Um meinetwillen, um Gottes und Christi willen, haltet ein! Laßt die Presbyterianer thun, was sie wollen, aber die Methodisten sollen ihren Beruf besser kennen.“

das Sterbegeläute der gesammten Methodisten-Kirche zu hören. Coke gehörte zwar zu den vertrautesten Freunden, zu den begabtesten und verdienstvollsten Mitarbeitern des Entschlafenen, allein durch seine häufige Abwesenheit war er doch den vaterländischen Gemeinden entfremdet; man wußte nicht recht, ob man ihn als einen Angehörigen der nordamerikanischen Freistaaten oder Englands betrachten solle. Selbst seine vorwiegend auf die Heidenwelt gerichtete Thätigkeit wurde nicht allgemein als die der Gemeinde zugewiesene Aufgabe betrachtet. Er fühlte sich durch den Mangel an Vertrauen auf ihn tief gekränkt. Er gerieth in einen schweren Kampf über seine künftige Stellung zum Methodismus. Da erhält er von seinem Freunde Asbury einen Brief, der wie ein Licht in seine dunkle Seele hineinleuchtete. „Ich habe," heißt es in demselben, „nun der Kirche Christi seit 25 Jahren in Europa und Amerika gedient. Mein ganzer äußerlicher Gewinn, den ich dabei davon trug, besteht in zwei alten Pferden, den steten Gefährten meiner mühevollen Wanderungen, die mich im Dienste des Herrn und meiner Brüder jedes Jahr 2000 bis 2500 Stunden umherführen. Finden wir zusammen an den Waldbächen der Wildniß keine Fährte, so schwimmen sie mit mir den Fluß hinüber. Meine Kleidung ist immer, wie du weißt, dieselbe geblieben; auch habe ich kein Silber noch Gold noch anderes Eigenthum. Meine vertrauten Freunde wissen, daß mich das Alles nicht kümmert. Meinen gebührenden Antheil an dem Bücherverlage der Gesellschaft gebe ich mit Freuden der Einrichtung von Schulen hin und bin es zufrieden, wenn man über meinen Namen und über meine Lebensgeschichte das wahre Losungswort schreibt: er ist ein armer Sünder gewesen. Bei diesem Allen mache ich oft

einen hohen Flug, der meinen Geist in die unsichtbare Welt und meinen Körper über die höchsten Bergspitzen hinüberführt, die mit den Alpen wetteifern. Und wenn ich so bisweilen auf Händen und Füßen im Dienste der Kirche Christi über die steilen Anhöhen hinüber klettere, so fühle ich mich belohnt und erquickt durch so manche süße Erinnerung, die mir aus beiden Hemisphären vor die Seele tritt.“ — Des Freundes Stimme war zu rechter Zeit gekommen. Coke war bereit, für das Glück, dem Herrn an seinen Brüdern zu dienen, jegliches Opfer zu bringen. Dieselbe Opferfreudigkeit erfüllte die Prediger-Conferenz zu Manchester und friedlich ging man auseinander. Coke ward der Auftrag zu Theil, das Leben J. Wesley's zu beschreiben, ein Auftrag, der ihn vorwiegend bis ins Jahr 1792 beschäftigte. Einen zweiten Auftrag, eine kernige, praktische Auslegung der heiligen Schrift zu verfassen, konnte er erst nach 15 Jahren erfüllen.*)

Ueber seinen schriftstellerischen Arbeiten verlor er die praktische Thätigkeit nicht aus den Augen. Die Ausbreitung des Reiches Gottes in der Welt war sein Beruf, dem er bis zu seinem letzten Lebenshauche treu geblieben ist. Im Jahre 1791 finden wir ihn in Paris. Nachdem er eine gerade zum Verkauf ausgesetzte Kirche für 1200 Gulden erstanden, beginnt er, in der von den heftigsten Revolutionsstürmen erschütterten, im krassesten Unglauben verkommenen französischen Hauptstadt Buße und Glauben zu

*) Sie umfaßt sechs große Quartbände und enthält einen großen Reichthum selbstständiger Auslegungen, welche dieselbe äußerst schätzenswerth machen. Durch ihren großen Umfang freilich wurde der nächste Zweck, eine Bibelerklärung für die Gemeinde zu sein, verfehlt.

predigen. Die Pariser aber waren trunken vom wilden Freiheitstaumel, sie liebten solche christlichen Reden nicht, und Coke sah sich, da sich keine Zuhörer einfinden wollten, genöthigt, nach England zurückzukehren.

Nach dem Schlusse der Prediger-Conferenz im Jahre 1792 begab er sich mit einem Gehülfen auf die Reise nach Nordamerika, von da nach Westindien. Am 31. December landete er auf der Insel St. Eustach, dem Lande seiner Thränen und Gebete. Die der Evangelisation ungünstigen Verhältnisse bestanden noch fort. Kurz vor seiner Ankunft waren mehrere Negerinnen bis auf's Blut gegeißelt, bloß weil sie an einer Gebetsversammlung Theil genommen hatten. Die meisten der Gläubigen gaben trotz aller Verfolgung rührende Beweise ihrer Treue und Liebe zum Herrn. Am 2. Januar 1793 reiste Coke nach St. Kitts, eilte aber von da auf die Nachricht, sein Freund Lumb liege im Gefängnisse, nach St. Vincent. Er fand den Missionar im Kerker mit einem Verbrecher zusammenliegend, bloß darum, weil er den Negern predige, was nach einer gesetzlichen Verordnung Jedem untersagt war, welcher nicht nach einem Aufenthalte von zwölf Monaten die Erlaubniß dazu erhalten hatte. Auf die erstmalige Uebertretung dieses Gesetzes war eine 90tägige Gefängnißstrafe, auf die zweitmalige körperliche Züchtigung und Verbannung von der Insel, auf die drittmalige Todesstrafe gelegt! Lumb hatte nun allerdings diesem grausamen Befehle zuwider gehandelt, und Coke konnte nichts für seine Befreiung thun. Aber allgemein war unter der Bevölkerung der Unwille über solche gewaltsame Maßregel. Auf Granada, wohin sich Coke nun wandte, sah er seinen Freund, Prediger Dent, wieder, dessen Arbeit der Herr mit sichtbarem Segen krönte. Er

hörte hier von einem rührenden Auftritte berichten, welcher sich nicht lange zuvor ereignet hatte. Ein Plantagenbesitzer kaufte auf dem Sklavenmarkte eine Anzahl Neger, darunter ein Negermädchen. Nach einiger Zeit kaufte er eine neue Anzahl. Als diese letzteren auf die Plantage geführt wurden, blieb plötzlich eine junge Negerin bei dem Anblick eines in der Nähe stehenden Negermädchens stehen. Erstaunt sehen sie einander an und können kein Wort reden. Endlich fallen sie einander um den Hals, und vergießen einen Strom von Thränen. Als man sie von einander getrennt hatte, zeigte sich's, daß sie leibliche Schwestern waren, welche von Sklavenhändlern aus ihrer Heimath gestohlen waren. — Am 9. Febr. 1793 treffen wir Coke in einer Versammlung westindischer Missionare auf Antigua. Damals arbeiteten auf 10 westindischen Inseln 12 Methodisten-Missionare, die Seelenzahl der Missionsgemeinden belief sich auf 6570. Nach einem kürzeren Besuche auf Antigua, Barbadoes, Domingo und Jamaika schiffte er sich am 14. April 1793 nach seiner Heimath ein, wo er, kurz vor der Landung noch glücklich einem französischen Kaper entgangen, wohlbehalten ankam. Unterweges beschäftigte er sich besonders mit der Ausarbeitung des ihm übertragenen praktischen Commentars zur heiligen Schrift.

Er säumte nach seiner Rückkehr nicht, für seinen gefangenen Freund Lumb auf St. Vincent energische Vorstellungen bei der Regierung zu machen. In einer ausführlichen Denkschrift legte er dem Ministerrathe einen Bericht über die an dem Missionar verübte Grausamkeit vor, der, wenn auch nicht sofortige Hülfe, doch eine nähere Untersuchung der Sache veranlaßte. Sämmtliche Gouverneure der westindischen Inseln wurden aufgefordert, dem

Minister der Colonieen über das Verhalten und die Arbeiten der Methodisten-Missionare zu berichten. Der Inhalt dieser amtlichen Gutachten ist zwar nie an die Oeffentlichkeit gelangt, aber die darauf erfolgte Aufhebung jener grausamen Verordnung auf St. Vincent, so wie andere Maßnahmen der Regierung zeigten, daß im Ganzen günstige Zeugnisse über die Missionen eingelaufen waren. Ein schwerer Sorgenstein war von Coke's Herzen gefallen. Fröhlich und ermuthigt nimmt er nach dem Schlusse der Methodisten-Conferenz zu Leeds den Wanderstab, redet auf den Kanzeln hin und her zu Tausenden von dem Missionswerke und fordert zu Liebesgaben für dasselbe auf. Da gedenkt er auch der Lage der Dinge auf St. Eustach. Was ist für das Negergemeindlein, dieses Sorgenkind der westindischen Mission, zu thun? Er faßt den Entschluß, nach Holland zu reisen und persönlich bei der Regierung Schutz für die Schwarzen gegen die Gewaltthätigkeiten der Gouverneure zu suchen. Seine Vorstellungen fanden kein Gehör, er hatte den Schmerz, unverrichteter Sache zurückkehren zu müssen. Nur ein Mann im Haag, der sich als warmen Missionsfreund bewies, verstand seine Liebe zu den Armen; er legte die Angelegenheit in dessen Hand in der Hoffnung, demselben werde gelingen, was er vergeblich versucht. Vor seiner Heimreise richtete er unter dem 22. März 1794 an denselben folgendes Schreiben: „Unmöglich kann ich Ihr Vaterland verlassen, ohne zuvor einem tiefen Bedürfnisse meines Herzens Genüge geleistet und Ihnen noch ein paar Worte geschrieben zu haben. Ich darf Sie getrost versichern, daß mich weder Zeit noch Geld gereuen würde, um zwanzig Mal über das Meer hin und her zu fahren, wenn ich hoffen dürfte, auf diesem Wege zur Er-

weiterung des Reiches unseres göttlichen Erlösers etwas beitragen zu können. Auch glaube ich getrost hoffen zu dürfen, daß die verehrten Direktoren der Westindischen Gesellschaft in dem vorliegenden Falle die Gelegenheit, ihrem göttlichen Erlöser zu dienen, gern ergreifen werden, indem sie dabei weiter Nichts zu thun haben, als nur Andere, die es mit Freuden thun wollen, nicht daran zu hindern. — Ich versichere Sie, daß es mir viel Vergnügen bereitet, daß die Sache unter Gottes Leitung nun in Ihren Händen liegt. Obschon meine Bekanntschaft mit Ihnen nur kurz war, so habe ich Sie dennoch genugsam kennen gelernt, um ein freudiges Vertrauen auf Ihre christliche Verwendung mit mir nach Hause zu nehmen. Und obschon unsere verschiedenen Lebenslagen es nicht gestatten, daß wir hienieden uns ein längeres Vergnügen des persönlichen Umganges verschaffen können, so freut es mich doch in der Seele, durch einen gemeinsamen Beruf unseres Herzens, welcher der Bekehrung der Negerwelt geweiht ist, mit Ihnen verbunden zu sein. Eine umständliche Beschreibung des Werkes Gottes in derselben werde ich Ihnen ehestens zuzusenden das Vergnügen haben. Möge sie dazu dienen, eine freundliche Erinnerung unter uns zu bewahren, bis wir einander in des Vaters Hause sehen dürfen. Wenn es bei weltlichen Regierungsstatthaltern der Fall ist, daß sie auf fernen Kolonieen unendlich größere Wirkungskreise als im Vaterlande finden, sollten wir uns nicht hochgeehrt fühlen, in den finstern Wildnissen der Negerwelt dem gekreuzigten Erlöser größere Heerden einzusammeln, als es vielleicht im Vaterlande der Fall sein würde? Hierzu kenne ich kein geeigneteres Mittel, als treue Boten in die Heidenwelt auszusenden, die einen ächt apostolischen Geist athmen, und die ihr

Leben nicht lieb haben bis in den Tod, um Seelen für den Herrn zu gewinnen. Der Name eines Jeden unter ihnen heißt Legion. Ich glaube, behaupten zu dürfen, daß solche Männer Gottes sich unter den Methodisten-Missionaren befinden, die ohne selbstsüchtigen Parteigeist nur Eines verlangen, daß sie Werkzeuge der göttlichen Gnade sein mögen, um, wo es immer sei, recht viele Seelen zu Gott, ihrem Erlöser, zurückzuführen. Leben Sie wohl.“ — Die gehoffte Hülfe ließ lange auf sich warten. Zehn schwere Jahre gingen noch über die Neger der Insel St. Eustach dahin, ehe der Tag der Rettung erschien. Ein Plantagenbesitzer hatte auf andern westindischen Inseln den Segen der Negermissionen kennen gelernt. Das bewog ihn, im Jahre 1804 dem Gouverneur von St. Eustach eine Denkschrift vorzulegen, deren feurige und kräftige Sprache nicht wirkungslos blieb. Die bisherigen Grundsätze in Behandlung der Sklaven wurden aufgegeben und die Methodisten-Missionare eingeladen, ihre Liebesarbeit auf der Insel zu treiben. Der Gouverneur räumte ihnen eine Wohnung in seinem eigenen Hause ein. Mit Eifer wurde das Werk begonnen, bald stand eine Kapelle fertig und eine Sonntagsschule war errichtet. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß Niemand des erreichten Zieles mehr sich freute, als Coke, welcher 17 Jahre lang mit unbeugsamer Ausdauer dasselbe angestrebt hatte. Den Rest des Jahres 1794 verwendete er theils zur Arbeit an seinem Bibelwerke, theils zu Predigt- und Collectenreisen im Vaterlande. Für seine Neger wußte er die Herzen so zu erwärmen, daß ihm, dem Missionsbettler, wie man ihn nannte, Jeder mit Freuden gab.

Wir haben bereits früher darauf hingewiesen, daß das Sklavenwesen erst dann fallen kann, wenn Afrika selbst,

diese unerschöpfliche Quelle des verderblichen Handels, für das Evangelium gewonnen ist. Auch Coke drängte sich diese Ueberzeugung auf. Im Jahre 1795 berieth er mit einigen Freunden, was für die Pflanzung des Christenthums in den westafrikanischen Negerländern zu thun sei. Man einigte sich dahin, daß einige fromme Handwerker unter die Fulah-Neger, deren natürliche Gutmüthigkeit und relativer Bildungsgrad am ersten einen Erfolg in Aussicht stellten, gesendet werden sollten. Die Heiden sollten von ihnen allerlei für das bürgerliche Leben nützliche Fertigkeiten lernen und an ihrem Beispiele den Segen christlicher Frömmigkeit sehen. Würde das Unternehmen gelingen, so hoffte man, auch andere Volksstämme des heidnischen Afrika in den Bereich der Missionsthätigkeit ziehen zu können. Diesen mit dem ganzen Feuer seiner Seele ergriffenen Plan theilte Coke dem großen Negerfreunde Wilberforce mit. Der edle Menschenfreund begrüßte das Unternehmen mit Freuden; er antwortete auf die ihm gemachte Mittheilung Folgendes:*) „Ich kann nicht umhin, Ihnen meine herzliche Freude darüber auszudrücken, daß Sie unter dem Beistande Gottes mit dem Gedanken umgehen, in der Nähe von Sierra-Leone eine Mission anzulegen. Ich fühle mich verpflichtet, diesen Plan meinen Collegen zu empfehlen, da ich von seiner Nützlichkeit überzeugt bin, und ich zweifle nicht daran, daß nicht ein Jeder für seine Person bereit sein wird, die Ausführung desselben zu unterstützen. Ich flehe zu Gott, daß es ihm gefallen möge, den Entwurf zur Reife zu bringen und Ihre Arbeiten reichlich zu segnen. Noch muß ich hinzufügen,

---

*) Drew's Life of Dr. Coke p. 265. Miss.-Mag. a. a. O. S. 95.

daß nächst Gott von den Eigenschaften der Missionare nicht nur der Erfolg abhängt, welchen ihre Arbeit unter den Negern haben soll, sondern auch die thätige Theilnahme der Missionsfreunde in unserem Vaterlande."

Durch dieses Wort des edlen Wilberforce wurde Coke's Eifer nur noch vermehrt; er säumte nicht, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Allein es stellten sich ihm doch manche Schwierigkeiten entgegen. Die nöthigen Geldmittel flossen ihm zwar von allen Seiten zu, aber nicht so schnell und leicht waren die für das Werk geeigneten Männer gefunden. Es liefen zwar viele Meldungen ein, allein alle ließen doch ernste Bedenken übrig. Endlich fanden sich zwei verheirathete Handwerker, welche mit den nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten eine warme Liebe zum Herrn zu verbinden schienen. Ihnen wurden einige andere geschickte Handwerker zugesellt, und im Jan. 1796 lief das Schiff von Portsmouth aus, welches sie im April an die westafrikanische Küste brachte. Allein jetzt zeigte sich's, daß ihre Wahl eine mißlungene gewesen. Sie geriethen mit einander in Uneinigkeit und Streit; die Frauen, welche den Unfrieden angestiftet hatten, drangen auf Rückkehr nach England, und nach hartem Widerstande mußten die Männer sich fügen. So scheiterte das Missionsunternehmen in Westafrika, auf welches große Summen verwendet waren. Daß die vermeintlich unvorsichtige Wahl der Sendboten im Vaterlande zu allerlei Schmähungen und Vorwürfen Anlaß gab, kann man denken. Coke ließ sie über sich ergehen, aber sein Herz trauerte über den kläglichen Ausgang seiner liebsten Pläne. Nie wieder hat er gewagt, davon öffentlich zu reden.

Im August 1796 schiffte er sich zum sechsten Male nach Nordamerika ein. Seine Thätigkeit bewegte sich in den gewohnten Bahnen; er reist von Provinz zu Provinz, predigt in den Gemeinden und sammelt um sich die Geistlichen zu Conferenzen, auf denen besonders neu aufzufindende Wege zur Verbreitung des Reiches Gottes berathen werden. Der in die nordamerikanische Methodisten-Kirche eingedrungene Geist der Uneinigkeit bestimmte ihn zu dem Entschlusse, seinen Wohnsitz bleibend in ihrer Mitte aufzuschlagen. Die Conferenz billigte denselben und Coke kehrte, um seine Angelegenheiten in der Heimath zu ordnen, im Februar 1797 nach England zurück. Kurz vor seiner Ankunft hatte er noch im Kanal einen gefährlichen Sturm zu bestehen, welcher das Schiff dem Untergange nahe brachte. Sechszehn Tage lang wurde es auf derselben Stelle hin- und hergeworfen, dann trat eine anhaltende Windstille ein, die fast mehr Besorgnisse erregte, als der Sturm. Der abergläubische Kapitain glaubte den Anlaß zu diesen Unfällen darin zu finden, daß Coke stets in einem großen Folianten lese. Er erklärte alles Ernstes, sie würden nicht eher von der Stelle kommen, als bis Coke mit dem Lesen fertig sei. „Ich will ihn gern auf die Seite legen,“ sagte dieser, „wenn Sie meinen, daß der Foliant Schuld an der Windstille ist.“ — „Nein,“ antwortete der Kapitain, „das hilft nichts, der Foliant muß durchgelesen sein, sonst kommt kein Wind mehr.“ Coke mußte sich dem Willen des armen Mannes fügen, mit allem Fleiße machte er sich an's Lesen. Als er erklärte, er sei fertig, war es dem Kapitain ein großer Triumph, daß gleich darauf sich ein günstiger Wind erhob.

Coke's Besuche in den Methodisten-Gemeinden hatten eigentlich nur den Zweck, sich vor seiner Niederlassung in Amerika von ihnen zu verabschieden. Aber jetzt erst fühlte er's, welch' starke Bande ihn an's Vaterland fesselten, und wie schwer es seinem Herzen werde, sie zu zerreißen. Als er der nächsten Conferenz seine Absicht mittheilte, bemächtigte sich aller Anwesenden ein tiefer Schmerz über seinen nahen Verlust, man erkannte allgemein, daß Niemand ihn namentlich in der Leitung der auswärtigen Missionen werde ersetzen können. Man bot Alles auf, ihn in seiner Stellung zu erhalten. Coke schwankte; er selbst wollte sich nicht entscheiden und erklärte, daß er die Angelegenheit dem Herrn überlasse. Die Conferenz verfaßte nun eine an die amerikanischen Gemeinden gerichtete Ansprache, in welcher sie um Coke's Entlassung aus ihren Diensten gebeten wurden. Mit diesem Schreiben schiffte sich Coke im August 1797 in Liverpool nach Nordamerika ein, fest entschlossen, seinen Lebensweg vom Herrn ordnen zu lassen. Die Reise war eine sehr gefahrvolle. Schon gleich in den ersten Tagen bekam das Schiff einen großen Leck, so daß man genöthigt war, an der Küste von Irland zu landen und den Schaden auszubessern. Kaum hatten die Reisenden am 4. September ihren Weg fortgesetzt, als sie sich von einem französischen Kaperschiffe verfolgt sahen. An Entrinnen war nicht zu denken, sie mußten sich ergeben und als Gefangene in einen französischen Hafen bringen lassen. Ihre ganze Habe ward ihnen geraubt, und Coke befand sich in bedrängtester Lage. Er hatte Alles verloren, selbst seine Kleider waren ihm genommen. An seiner Person aber war den Franzosen nichts gelegen, und um ihn los zu werden, wurde er mit seinen Büchern auf ein gerade nach

Amerika gehendes Schiff gepackt. So arm hatte er nie das Land betreten, aber auch nie erfuhr er die Liebe seiner Freunde, wie bei seiner diesmaligen Ankunft. In kurzer Zeit war er mit allen Bedürfnissen ausgerüstet, so daß er seine gewohnten Wanderungen wieder antreten konnte. Der Prediger-Conferenz theilte er das mitgebrachte Schreiben mit. Allein die wies das ihr zugemuthete Ansinnen weit von sich. Um beide Theile zu befriedigen, beschloß man, das Verhältniß Coke's zu England und Nordamerika in bisheriger Weise fortbestehen zu lassen. Dieser zeigte sich damit zufrieden, und so war die Angelegenheit, welche ihm so manchen Kampf verursacht, erledigt.

Im Frühjahr 1798 kehrte er nach Europa zurück. Nachdem er für die geistlichen Bedürfnisse der irländischen Landbewohner durch Anstellung von Reisepredigern gesorgt hatte und darauf noch einige Zeit auf der Insel Jersey thätig gewesen war, wandte er seine Zeit und Kräfte auf die Hauptaufgabe seines Lebens, auf die Heidenmissionen. In Westindien machte das Werk so schnelle Fortschritte, daß in der letzten Zeit zwölf Missionare hatten ausgesendet werden müssen, deren Ausrüstung an 25000 Gulden gekostet hatte. An 11000 Neger standen mit der Methodisten-Kirche in Verbindung; und waren diese auch nicht alle Bekehrte, so konnte doch ein guter Theil als eine wahre Zierde der Gemeinde betrachtet werden. Die Sorgen für das Missionswesen lagen fast ausschließlich auf Coke; daß sie seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, liegt auf der Hand. Nachdem er mancherlei Geschäfte im Vaterlande geordnet hatte, begab er sich zum achten Male nach Nordamerika, wo er seine Visitationsgeschäfte in früherer Weise versah. Im folgenden Jahre kehrte er zu einem längeren

Aufenthalte nach England zurück. Er benutzte denselben vornehmlich zur Vollendung seines Bibelwerkes. Außerdem verfaßte er noch mehrere andere Schriften, unter denen seine Geschichte von Westindien bei weitem die werthvollste und bedeutendste ist.*) In den Jahren 1801 und 1802 beförderte er sie zum Druck. Nach Vollendung desselben unternahm er im Jahre 1803 seine neunte und letzte Reise zu den nordamerikanischen Gemeinden. Von seinen Erlebnissen auf derselben ist Nichts bekannt, da die Tagebücher darüber fehlen. Im Jahre 1804 kehrte er nach England zurück, und seitdem sah er das Land seiner Gebete, den Schauplatz seiner gesegnetsten Thätigkeit, nicht wieder. Der von ihm ausgestreute Same ist fröhlich aufgegangen, und hat er auch selbst nicht in der Ernte gestanden, so war's ihm doch ein süßer Lohn, von ferne sich an ihr zu erquicken.

Viertes Kapitel.

Th. Coke's letzte Lebensjahre.

Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger
Psalm 39, 13.

Ein vielbewegtes Leben haben wir betrachtet. Coke war längst über die besten Mannesjahre hinaus, hätte er beim Beginne des Alters nicht feiern dürfen von seiner Arbeit? Noch stand er in ungebrochener Kraft Leibes und

*) Th. Coke's history of the West-Indies. Lond. 1802.

der Seele; sie gehörte seinem Herrn, und seinem Dienste sollte sie gewidmet sein bis zum Tode. Europa, Amerika und Afrika hatten seine Liebe erfahren; aber diese Liebe geht so weit, wie die Welt ist; sie kann nicht feiern, so lange nur eine Seele ohne Gott und ohne Hoffnung ist. In Europa angekommen, zog das südliche Europa Coke's Aufmerksamkeit auf sich. Die Länder des Mittelmeeres standen in ihrer geistlichen Versunkenheit vor seinen Augen und rasch war sein Entschluß gefaßt, sie in den Bereich seiner Liebe zu ziehen. Als der geeignetste Mittelpunkt für eine Missionsthätigkeit wurde Gibraltar ersehen, und im Frühjahr 1804 Miss. Müller dahin entsendet, um dieselbe zu beginnen. Aber kaum angekommen, wurde derselbe von dem gerade herrschenden gelben Fieber dahingerafft.

Die Sorge für den Unterhalt der Missionen lag jetzt noch, wie früher, allein auf Coke's Schultern. Gern brachte er ihnen sein ansehnliches Vermögen zum Opfer, aber das reichte bei ihrer großen Ausdehnung nicht hin. Er mußte die Hülfe der Freunde anrufen. Im Frühjahre 1805 hält er eine Collecte in Bristol ab. Ein Freund nennt ihm unter anderen eine Miß R. Smith als eine fromme und wohlthätige Dame. Als er ihr das Gabenverzeichniß vorlegt, unterzeichnet sie einen Beitrag von 100 Guineen. Da sie indeß die Summe nicht sogleich zahlen kann, so bittet sie den erstaunten und erfreuten Collectanten, dieselbe auf ihrem Landgute zu Bradford in Empfang zu nehmen. Als er hinkommt, wird ihm die doppelte Summe (an 1400 Thaler) eingehändigt. Das Benehmen der Geberin erfüllt ihn mit großer Achtung, er lernt sie näher kennen, und im April 1805 wird sie seine Gattin. Ihr edler Charakter leuchtet aus den Worten hervor, welche sie über ihre Verbindung

mt Coke in ihr Tagebuch schrieb: „Da ich von Gott die freudige Gewißheit ins Herz erhalten habe, daß ich in der Verbindung mit dem ausgezeichneten Knechte unseres Herrn, dem lieben Bruder Coke, für die noch übrigen Jahre meines Lebens unter seinem gnadenvollen Beistande für die Verherrlichung seines Namens und die Ausbreitung seines Reiches auf der Erde zweckmäßiger und thätiger wirken kann, so haben wir uns Ihm gemeinschaftlich und feierlich zum bleibenden Eigenthum und zu seinem Dienste hingegeben. Wir bitten Dich daher demüthig, o Herr unser Gott, nimm uns in Gnaden als ein Opfer, das Dir geheiligt und wohlgefällig sei. Wir übergeben uns Dir ganz und gar mit Leib, Seele und Geist, sammt Allem, was wir sind und haben. O mögen wir durch die Kraft Deines heiligen Geistes mit unserm ganzen Leben Deinen großen Namen verherrlichen. Hilf uns dazu, Herr unser Gott, und laß uns Deine Gesegneten sein und bleiben. Mache Du mich zu einer Gehülfin, die Deines von Dir mir zugeführten Knechtes würdig sei. Laß mich kein Hinderniß seines segensreichen Berufes, sondern vielmehr eine Förderung sein in dem Werk des Glaubens und der Liebe, das Du ihm anvertraut hast. Gib uns die Gnade, stets mit Freude sagen zu dürfen: Leben wir, so leben wir dem Herrn, und sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder wir sterben, so sind wir Dein in Ewigkeit." — Nur sechs Jahre durfte Coke diese treue Gefährtin die seinige nennen. Am 25. Januar 1811 ging sie zu ihres Herrn Freude ein.

Die Jahre 1806 bis 1811 brachte Coke theils mit schriftstellerischen Arbeiten, theils mit Reisen in England, Schottland und Irland zu. Da in vielen Orten die evangelische Predigt verstummt war, so wurden auf seine Ver-

anlassung von der Methodisten-Conferenz Reiseprediger für die verwahrlosten Gegenden angestellt. Mit besonderer Liebe organisirte er dieses Institut der Reisepredigt, er pflegte es mit um so größerem Eifer, je klarer seine Segnungen und Erfolge zu Tage traten. Er selbst schreibt darüber in einem Berichte aus dem Jahre 1808: „In den letzten drei Jahren hat Gott diese Einrichtungen im Vaterlande so augenscheinlich gesegnet, daß Tausende, welche ohne Gott und ohne Hoffnung dahin lebten, durch die Gnade Gottes dahin gebracht wurden, den zu erkennen, an welchen sie nun gläubig geworden sind. Außer diesen haben noch viele Tausend Andere angefangen, einen Geschmack am Evangelio Jesu Christi zu finden, von dem sie zuvor nicht die geringste Kenntniß gehabt haben. Unter diesen sind 35 reisende Prediger in verschiedenen Gegenden des Vaterlandes bei der letzten Conferenz angestellt worden, und wir freuen uns zu bemerken, daß Unwissenheit und Lasterhaftigkeit unter den niedern Volksklassen, unter denen sie arbeiten, immer mehr verschwinden, und täglich Seelen, die da selig werden, in das Reich Gottes sich hinüber retten." —

Um diese Zeit ward ihm und seinen Freunden die Freude zu Theil, einen neuen Sieg der christlichen Barmherzigkeit sehen zu dürfen. Die Regierungsbehörde auf der Insel Jamaika hatte allen Negern die Theilnahme an den christlichen Gottesdiensten, und den Methodisten-Missionaren den Unterricht der Schwarzen im Worte Gottes verboten. Die von dieser unmenschlichen Verordnung betroffene Negerbevölkerung antwortete ihr mit einem Schrei tiefsten Schmerzes. Zu Hunderten lagerten die Armen des Sonntags an den Kirchthüren und riefen unter einem Strom von Thränen: „Massa, wir nun nicht mehr in den Himmel gehen

dürf! Weiße Menschen nicht will, daß die Schwarzen Gott dien. Jetzt schwarze Menschen wie ein Thier bleib, und nicht mehr lern!" Kaum hatte Coke von diesen herzzerreißenden Scenen gehört, als er sich mit einer energischen Vorstellung an die britische Regierung wandte. Die Antwort ließ lange auf sich warten. Nach sechszehn Monaten aber erhielt er durch den Minister der Kolonien folgenden Bescheid: „Lord Bathurst empfiehlt sich dem Dr. Coke, und meldet ihm, daß die gesetzliche Verordnung der Insel Jamaika, den Ausschluß der Neger vom Gottesdienste, sowie die Arbeiten der Methodisten-Missionare betreffend, vom Ministerrathe als ungültig verworfen worden ist." —

Eine fernere Thätigkeit boten Coke um diese Zeit die zahlreichen französischen Kriegsgefangenen, welche theils in den englischen Festungen, theils auf alten Schiffen einquartiert waren. Auf der Themse lagen damals 10 Kriegsschiffe, welche 7000 gefangene Franzosen an Bord hatten. Einer der Schiffskapitaine lud Coke zum Besuche der Unglücklichen ein und bat, ihnen den Trost des Evangeliums zu bringen. Dieser ging mit Freuden auf diese Bitte ein, er unterhielt sich mit den Einzelnen und vertheilte unter sie eine Menge kleinerer erbaulicher Schriften. Als er ihnen beim Abschiede auf ihre Bitte einen baldigen zweiten Besuch zusagte, waren sie hoch erfreut. Am folgenden Tage begab sich an seiner Statt Prediger Toase zu ihnen; unter Thränen hörten sie die Predigt des Wortes Gottes an. Es war ihrer Bitte um Wiederholung dieser Gottesdienste wohl abzufühlen, daß ihre Herzen gesegnete Eindrücke empfangen hatten. Toase setzte nun seine Besuche ununterbrochen fort; auch im Aeußeren hatten sie den Erfolg, daß das Betragen der sonst so rohen Krieger von Tage zu Tage sich besserte.

Die Kunde von Toase's Schiffsgottesdiensten hatte sich bald zu anderen Gefangenen verbreitet, sie wünschten eine gleiche Wohlthat zu genießen. Da aber dazu die Kräfte eines Einzelnen nicht ausreichten, so wurden auf Coke's Antrag mehrere Geistliche, welche der französischen Sprache mächtig waren, angestellt. Die Regierung ertheilte denselben die amtliche Befugniß, überall die Gefangenen besuchen und im Worte Gottes unterrichten zu können. So gern die Methodisten-Conferenz den 70000 Gefangenen die helfende Hand bot, so bedenklich wurde sie doch über die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Da stellte sich Coke wieder in den Riß. Er vertraute seinem Herrn, um aber alles Hin- und Herreden, alle Bedenken seiner Freunde für immer zu beseitigen, erbot er sich, sein ganzes Vermögen für diese wichtige Sache einzusetzen. So wurden denn im Jahre 1811 nach allen Seiten Boten des Friedens zu den Gefangenen gesendet; tausende von Bibeln wurden unter ihnen verbreitet, welche später ihren Weg nach Frankreich fanden und sich in dem vom Unglauben zerfressenen Lande als ein Salz und eine Macht bewährt haben.

Ueber der Nähe vergaß Coke der Ferne nicht. Wir kennen sein Mitleid mit dem Elend der Negerwelt. So große Freude seinem Herzen der Fortschritt des Werkes Gottes in Westindien war, so tiefen Schmerz verursachte ihm das Mißlingen des ersten Missionsversuches in Afrika. Doch gab er nie die Hoffnung auf, daß sich auch hier die Thür öffnen werde; und der Anstoß, einen zweiten Versuch zu wagen, blieb nicht aus. Noch vor Ausbruch des nordamerikanischen Freiheitskrieges war durch die Methodisten-Prediger eine bedeutende Anzahl Negersklaven in Nordamerika erweckt worden. Als der Friedensschluß es außer Zweifel

stellte, daß die vereinigten Staaten von ihrem englischen Mutterlande würden losgerissen werden, so zogen viele Einwohner aus Liebe für ihr Vaterland es vor, die Republik zu verlassen und sich auf britischem Boden in Neu-Schottland anzusiedeln. Unter diesen Auswanderern befanden sich viele Neger, welche sich an die Methodisten-Gemeinde angeschlossen hatten. Es stellte sich indessen bald heraus, daß das rauhe Klima der dortigen Gegenden den Söhnen des heißen Afrika nicht zuträglich sei und bereits im J. 1792 schiffte sich eine bedeutende Anzahl derselben nach ihrem Heimathlande ein, wo sie die Negerstadt Freetown auf Sierra Leone mitbegründen halfen. Da sie ihre Gottesdienste nach eigenem Gutdünken einrichten konnten, so schlossen sie sich ganz an die Ordnungen der Methodisten-Gemeinden an. Sie wählten aus ihrer Mitte einige Lehrer, die ihre Thätigkeit nicht nur der Gemeinde, sondern auch den benachbarten heidnischen Stämmen widmeten. Das Häuflein wuchs zu einer ansehnlichen Gemeinde, die ein Licht für das noch in tiefer Nacht des Aberglaubens liegende West-Afrika werden sollte. Für ihre gedeihliche Entwicklung war es von höchster Bedeutung, daß die Verbindung mit Amerika und England sorgfältig aufrecht gehalten wurde, namentlich stand Coke mit ihr in einem lebhaften Briefwechsel. Oft schon hatte man ihn um christliche Lehrer gebeten; diese Bitte wurde um so dringender, je weniger die beiden erwählten Negerprediger ihrem Amte gewachsen waren. Allein es war ungemein schwierig, die geeigneten Personen zu finden, der Ausgang des früheren Missionsunternehmens nöthigte zu größter Vorsicht. Coke's Herz hing an der westafrikanischen Mission, es bedurfte nur eines Entgegenkommens, um sie mit der ganzen ihm eigenen Kraft zur Ausführung

zu bringen. Im Jahre 1810 traf er auf seinen Wanderungen mit dem Reiseprediger G. Warren zusammen. Der hatte seit Langem die Noth der Neger auf seinem Herzen getragen und den Gedanken, ihnen seine Kräfte zu widmen, bewegt. Er war fest überzeugt, daß dieser Gedanke von Gott sei und offen theilte er Coke denselben mit. Er bekannte dem väterlichen Freunde, er werde eine Wirksamkeit in Afrika jeder anderen vorziehen. Coke hörte die Gedanken des jungen Mannes mit sichtbarer Freude; er meinte, endlich habe ihm der Herr einen Mann zugeführt, welcher ihm alle für das wichtige Unternehmen nöthigen Eigenschaften zu besitzen schien. Die nächste Conferenz ernannte G. Warren zum Missionar in Sierra Leone; an ihn schlossen sich drei andere Brüder als Gehülfen freiwillig an: Rayner, Healey und Hirst. Unter den Gebeten und Segenswünschen der Negerfreunde schifften sie sich am 21. September 1811 in Liverpool ein und landeten am 12. November am westafrikanischen Ufer. Der englische Kaplan der Kolonie, Nylander, der Gouverneur und andere Freunde bewillkommneten sie aufs freundlichste; unbeschreiblich aber ist die Freude, welche die Neger bei ihrer Ankunft empfanden. Einer von ihnen rief mit wahrem Entzücken aus: „Das ist's, was wir so lange vom Herrn erbeten haben, und jetzt hat der Herr auf unsere Gebete geantwortet!" Warren begann mit fröhlichem Muthe das ihm befohlene Werk. Am 15. November hielt er vor der Negergemeinde in der vor einigen Jahren von ihr erbauten Kapelle seine erste Predigt; sodann stellte er eine bestimmte Gemeindeordnung auf und eröffnete eine Schule, in welcher besonders die drei Gehülfen thätig waren. Alles gestaltete sich auf's Beste. Die Zahl der den Gottesdienst

Besuchenden mehrte sich mit jedem Tage, so daß die auf 400 Personen berechnete Kirche nicht Raum genug bot; die Schulen wurden fleißig besucht, das Wort Gottes bewährte sich als ein Salz und eine Macht. „Ich preise Gott," schrieb Warren nach England, „ich bereue die Opfer nicht, welche ich gebracht habe; ich bin nie vergnügteren Herzens gewesen als jetzt."*) Der wackre Mann ahnte nicht, daß seine Tage gezählt waren. Am 12. Juli 1813 wurde er das Opfer des ungesunden Klima's, und mit seinem Tode begannen die fröhlichen Aussichten sich zu trüben. Rayner mußte wegen seiner angegriffenen Gesundheit nach dem Vaterlande zurückkehren, während Healey und Hirst unter vielen Sorgen ihre Schularbeit fortsetzten. Die Mission nahm erst wieder einen kräftigeren Aufschwung, als im Jahre 1814 neue Arbeitskräfte gesendet wurden. Warren's Nachfolger wurde Miss. Davies, welcher am 13. Februar 1815 in Sierra Leone landete.

Durch die Gründung der westafrikanischen Mission waren Coke's lange gehegte und gepflegte Lieblingspläne verwirklicht. Eiserne Ausdauer und Beharrlichkeit ist ein hervorstechender Zug seines Charakters. Was er einmal ergriffen, das läßt er sich nicht nehmen; und ob sich ihm auch unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten entgegenstellen, er ruhet nicht eher, bis sie überwunden sind. Noch schlummerte in seiner Seele ein Gedanke, welcher der Ausführung harrte. Wir hörten früher, daß, als nach dem reichlichen Ertrage der für Neu-Schottland abgehaltenen Sammlung der erste Gedanke an eine Heidenmission in ihm auftauchte, die 100 Millionen Heiden Ostindiens seine Augen auf sich

*) W. Fox, History of the Wesleyan Missions on the Western coast of Africa. p. 212.

zogen. Der Herr hatte seine Wege nach anderen Gegenden gerichtet, aber Indiens hat er nie vergessen. Im Jahre 1784 bat er einen angesehenen Freund in jenem Lande, ihm über das dortige Heidenthum und über die etwaigen Aussichten eines Missionsversuches nähere Mittheilungen zu machen. Die Antwort war äußerst entmuthigend; sie stellte die Schwierigkeiten so unüberwindlich dar, daß Coke nicht wagen durfte, seine Pläne in Ausführung zu bringen. Doch ließ er keine Gelegenheit ungenutzt, sich über Land und Leute näher zu unterrichten. Sein Herz schlug für Indien, er wartete nur auf die rechte Stunde. Sie kam im J. 1813. Er trat mit Dr. Claudius Buchanan, dessen eben erschienene Schrift über das Christenthum in Asien die christlichen Gemüther mächtig bewegte, in Verbindung. Dieser wies ihn auf die halbe Million Heiden der Insel Ceylon hin, welche ein hoffnungsreicheres Missionsfeld darbiete, als das indische Festland, und Coke säumte nicht, auch dahin seine Liebe, seine Hülfe zu tragen. Seine Freunde sahen mit Besorgniß auf das Beginnen des Greises, man warnte ihn, man rieth ihm von dem Unternehmen ab. Alles umsonst. „Ich bin," schreibt er am 23. Juni 1813 einem Freunde, „nun für Europa todt, und lebe für Indien. Eine Stimme Gottes spricht zu meinem Innern: Gehe nach Ceylon! Daß dies Gottes Wille an mich ist, davon bin ich so gewiß überzeugt, wie von meinem Athemzug; und eher könnte ich mich nackt und ohne Freund und Hülfe auf dieser Insel aussetzen lassen, als nicht dorthin gehen. Die portugiesische Sprache wird nicht nur rund umher auf ihren Ufern gesprochen, sondern auch auf der ganzen indischen Küste. Nach der Angabe unseres Freundes Buchanan sind nicht weniger als 500000 unwissende Na-

menchristen auf dieser Insel anzutreffen, und nicht mehr als zwei Prediger, die sich derselben annehmen, auf ihr zu finden. Ich lerne nun mit allem Ernst die portugiesische Sprache, und hoffe, sie in meine Gewalt zu bekommen, ehe ich auf Ceylon lande. Gibt mir die Conferenz einige Gehülfen mit, so werde ich, wie es sich von selbst versteht, alle übrigen Reisekosten auf mich nehmen." — Fast schien es, als ob dieses Unternehmen in seinem Beginne erstickt werden sollte. — Coke wollte sich zur Reise nach Indien nicht entschließen, bevor die ihm obliegenden Geschäfte in andere Hände gelegt seien. Er war der Träger des Missionswesens, er sammelte die Gaben für dasselbe, er trug allein die Verantwortlichkeit für ihre regelmäßige Verwendung. Bei den vielfachen Ansprüchen der heimathlichen Gemeinden hatte die Prediger-Conferenz die Uebernahme der Missionsverwaltung stets von sich gewiesen, es war wenig Aussicht, daß sie sich jetzt dazu verstehen werde. Im Sommer 1813 theilte Coke ihr die Absicht, nach Indien zu reisen, mit und zugleich stellte er ihr die Brüder, welche sich ihm angeschlossen hatten, vor. Ihre Namen sind James Lynch, William Ault, Georg Erskine, William Harward und Thomas Squance, zu denen dann noch die beiden Lokalprediger Benjamin Clough und John M'Kenny sich gesellten. Die Versammlung konnte sich nicht entschließen, die Kosten der Ausrüstung zu übernehmen. Da macht Coke das hochherzige Anerbieten, 6000 Pfund Sterl. zur Bestreitung derselben von seinem eigenen Vermögen her zu geben. Mit Staunen sieht die Conferenz solche Opferfreudigkeit; sie fühlt sich beschämt und einigt sich dann in dem Beschlusse, daß Coke's Anerbieten nicht angenommen werden könne, daß er aber leihweise 3291 Pfd. Sterl. vorschie-

ßen möge, damit das Werk in Asien begonnen werde. Es wurde ferner bestimmt, daß von den auszusendenden Missionaren sich einer auf dem Kap der guten Hoffnung, drei auf der Insel Ceylon und einer auf der Insel Java niederlassen sollten. Ueber die beiden noch Uebrigen konnte Coke verfügen und sie da anstellen, wo sie am nöthigsten zu sein schienen. Die Conferenz ließ sich nun auch bereit finden, die Leitung der Missionsangelegenheiten zu übernehmen. Sie erwählte aus ihrer Mitte eine Direction und forderte mit glücklichem Erfolge die Missionsfreunde auf, in ihren Kreisen Hülfsvereine zu bilden, um das von Coke begonnene Werk fortführen zu können. Alle Bande, welche den greisen Vater der Methodisten-Mission an die Heimath knüpften, waren gelöst. Der Herr hatte ihm Bahn gemacht, und getrost konnte er mit seinen Freunden die Reise nach Indien antreten. Er säumte nicht, denn seine Tage waren gezählt. Da die Brüder nicht alle auf einem Schiffe ein Unterkommen finden konnten, so mußten sie sich theilen. In Gesellschaft Coke's befanden sich Harward und Clough mit ihren Gattinnen. Am 14. Januar 1814 stachen sie in See. Ein Brief, welchen Coke unterwegs an einen seiner englischen Freunde schrieb, läßt uns einen Blick in das selige Vergnügen seines Herzens thun. Es ist der letzte von seiner Hand; daher folge er hier im Auszuge. „Wie süß ist doch das Wort Gottes! Mir ist's, ich habe seine unübertreffliche Köstlichkeit nie so sehr geschmeckt, als seitdem ich auf dem Schiffe bin. Mehr als je fühle ich den Werth stiller Zurückgezogenheit und heiliger Seelenruhe, und ich darf mit mehr Wahrheit von meinem Gott, als einst Virgil von seinem Augustus, sagen: Deus nobis haec otia fecit! Diese Ruhestunde hat mir Gott gegeben! Und dennoch kann

ich die tausend Stunden nicht beklagen, welche ich im glorreichen Betteldienste für die Sache meines Gottes zugebracht habe. Die hundert Tausende von Gulden, welche ich für die Mission einsammeln durfte, und die herrlichen Wirkungen derselben sind eine mehr als reiche Entschädigung für alle Zeit und Mühe, die ich auf das Sammlergeschäft verwendet habe. Das Ganze war in Gott und für Gott gethan. Aber wie hätte mein Herz es ertragen können, wenn nach meiner Abreise von England alle unsere bereits bestehenden Missionsplätze ohne Hülfe geblieben wären? Daß es ein Werk Gottes ist, habe ich auch am Ende noch deutlich erkannt. Der Herr allein hat dasselbe anfangen, und Er allein hat es auch wachsen lassen, und wenn ich mit tiefem Gefühle der Demuth es aussprechen darf, Er hatte mich an den seligen Dienst gefesselt, sein Handlanger zu sein. Noch ehe ich absegelte, hat der Herr zum Norden gesprochen: „Bringe deine Kinder her, und zum Süden: verweigere sie nicht!“ Auch der Westen ist hervorgetreten, und die Christenwelt fängt an, aus einem langen, langen Schlummer einmal aufzuwachen. Wie wohl und leicht ist mir's nun um's Herz geworden. Nach dem stillen Umgange mit meinem Gotte habe ich keine größere Freude auf dieser Welt. Und nun eile ich munter und vergnügt nach Asien.“ — Als Coke's Feder diese Worte niederschrieb, ahnte er nicht, daß der Herr mit ihm zur himmlischen Ruhe eile. Er war während der Seereise auffallend wohl, selbst heftige und anhaltende Stürme, welche seinen Reisegefährten viele Leiden verursachten, hatten auf ihn keinen nachtheiligen Einfluß. Glücklich hatte das Schiff die Südspitze Afrika's passirt, schon war es in den indischen Ocean gelangt, und die Insel Ceylon, das Land der Sehnsucht und der Hoffnung, lag

nicht mehr in allzuweiter Ferne. Coke schien von Neuem aufzuleben; er beschäftigte sich ernster denn je mit den Vorbereitungen zu der neuen Thätigkeit, welcher er entgegenging.

Am 1. Mai befiel ihn eine Unpäßlichkeit, die er jedoch auf die besorgte Frage seiner Freunde für eine Kleinigkeit erklärte. Am folgenden Tage fühlte er sich nicht schlimmer, fand sich zu gewohnter Morgenstunde auf dem Verdeck ein und war munter und gesprächig wie immer. Als er am Abend vor dem Schlafengehen etwas Medicin verlangte, erbot sich einer der Brüder, die Nacht an seinem Bette zu wachen. Freundlich aber lehnte er dies Anerbieten ab, seine Gefährten beruhigend. Er reichte ihnen traulich die Hand und empfahl sie der Gnade Gottes. Sein Diener hatte den Befehl, ihn jeden Morgen um 4 Uhr zu wecken. Der klopft am folgenden Tage an seine Thür, aber erhält keine Antwort. Er klopft wieder und wieder, — im Schlafgemach bleibt Alles still. Endlich tritt er in dasselbe ein, — ach, da liegt der Greis kalt und bleich auf dem Boden. Der Herr hatte seinen Knecht in der Nacht heimgerufen. Seine Reisegefährten eilen bestürzt herbei, sie versuchen alle Mittel, den geliebten Todten in's Leben zurückzurufen. Alles ist vergeblich. Am Abend liegt ihnen die schmerzliche Pflicht ob, die theure Leiche in die Tiefen des Meeres zu ihrer Ruhestätte einzusenken.

Das Werk, dessen Gründung Coke's Lebensaufgabe war, ist nicht mit seinem Tode untergegangen. Als er seine Augen geschlossen hatte, da erwachten die Prediger und Gemeinden aus ihrer Sorglosigkeit und erkannten die Nothwendigkeit vereinter und kräftiger Anstrengung, um den Boden, welchen die Methodistenmission erobert hatte, behaupten zu können. Der Prediger Georg Morley zu Leeds

war es, welcher in seiner Gemeinde zuerst einen Missionsverein bildete; seinem Beispiele folgten in rascher Folge die übrigen Methodistengemeinden des Landes; heller leuchtete nie das Missionsfeuer, als in jenen Tagen, in denen es die Erhaltung des durch Coke begonnenen Werkes galt. Viele boten ihre Dienste an, Gelder zu collectiren, welche immer reichlicher von den Gemeinden in die Missionscasse gelegt wurden. Diese einzelnen Missionsvereine schlossen sich im Jahre 1816 zu der großen Wesleyanischen oder Methodisten-Missions-Gesellschaft (Wesleyan-Methodist-Missionary Society) zusammen, welche seitdem ihre Arbeitskreise in alle Welttheile ausgedehnt hat, und noch bis auf den heutigen Tag in reichgesegneter Wirksamkeit besteht.

Sehen wir uns noch nach den Männern um, welche Coke in das Missionsfeld in Ceylon einführen sollte. Sie setzten ihre Reise zunächst nach dem indischen Festlande fort, von wo sie nach manchen Leiden endlich die Insel Ceylon erreichten. Unter dem Schutze der Regierung begannen sie die Verkündigung des Wortes, und unter Gebet und Thränen haben sie einen Garten Gottes gepflanzt, in dem gar manche liebliche Missionsfrucht unter dem Scheine der göttlichen Gnade gezeitigt ist.*)

*) Vgl. Vormbaum, Missionssegen. S. 99 ff.

II.

Dr. William Carey,

Missionar der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft in Bengalen.

Erstes Kapitel.

W. Carey's Leben bis zu seiner Ankunft in Bengalen.

Liebe ist stark wie der Tod, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen. Hohel. 8, 6. 7.

Noch vor Gründung der Londoner Missionsgesellschaft hatten die englischen Baptisten das Werk der Heidenbekehrung mit großem Eifer begonnen. Sie waren in dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts neben den Methodisten die einzige größere Gemeinschaft, in welcher der Missionssinn kräftig erwachte und sich in Thaten opferfreudigster Liebe verwirklichte. Mittelbar trugen sie durch ihr Beispiel nicht wenig dazu bei, daß auch die übrigen Kirchenparteien auf ihre Missionspflicht sich besannen und dieselbe zu erfüllen suchten. Nicht mit Unrecht sind sie daher die Pioniere der Mission, in der Heimath sowohl als in den Heidenländern, genannt worden. Die früheste Geschichte der Baptisten-Mission knüpft sich an den Namen des Mannes, welchen unsere Ueberschrift nennt.

Geboren am 17. August 1761 in dem Dorfe Paulersbury in der englischen Grafschaft Northampton, genoß William Carey unter der strengen Aufsicht seines Vaters, eines Schullehrers, eine Erziehung, wie sie nur wenigen Dorfkindern zu Theil wurde. Er zeichnete sich früh durch große Talente und Wißbegierde aus, welche er namentlich durch das Lesen geschichtlicher, geographischer und naturkundlicher Werke zu befriedigen suchte. Die heilige Schrift, mit deren Inhalte er wohl vertraut gemacht war, zog ihn nicht an, weil man ihn nicht in ihr Verständniß geführt hatte. Größeres Gefallen fand er an der allegorischen Darstellung in J. Bunians berühmter Reise nach der Ewigkeit; er verschlang das Buch mit Begierde, wie er sagt, aber ohne tiefere Eindrücke auf sein Herz zu empfangen und seine Seele für die Ewigkeit zu bereiten. Vielmehr gerieth er durch den Umgang mit leichtfertigen Jugendgenossen in die größte Gefahr, in ein Leben von Sünden und Schanden zu versinken, von welchem die Strenge und Wachsamkeit des Vaters ihn nicht zurückhalten konnte. „Ich war,“ bekennt er, „dem Fluchen, dem Lügen und der unzüchtigen Unterhaltung ergeben und nahm an den frechsten Wagnissen meiner Kameraden gern Antheil.“ — Die Eltern waren arme Leute. Sie konnten ihren talentvollen Sohn nichts anders als ein Handwerk lernen lassen und gaben ihn bei einem Schuhmacher in die Lehre. Nach dem zwei Jahre später erfolgten Tode seines Lehrherrn trat er als Geselle bei einem Meister ein, der ein sittlicher, rechtschaffener Mann und ein abgesagter Feind der Lüge, Carey's Schooßsünde, war. Er wußte seinem lügenhaften Gesellen so ernst in's Herz zu reden, daß diesem angst und bange wurde. „Einer meiner Nebengesellen“, erzählt Carey über seine

fernere innere Entwicklung,*) „hielt sich zu einer separirten Kirche, und obgleich um diese Zeit religiöse Eindrücke meinem Gemüthe noch fremd waren, so fing er doch bisweilen lebhafte Gespräche über die Religion mit mir an, an welchen mein Meister gewöhnlich Antheil nahm. Ich für mein Theil hielt es mit der öffentlichen Kirche, so wenig ich auch nach der Religion fragte, und blickte auf alle die, welche von der Kirche sich trennten und eine eigene religiöse Partei bildeten (Dissenters), mit Verachtung herab. Zugleich besaß ich einen Grad von Hochmuth, der mein Bischen religiöses Wissen tausend Mal überstieg; ich wollte daher in keiner Unterredung Unrecht haben und behielt mir immer das letzte Wort vor. Allein hintendrein ließ mich häufig mein Gewissen deutlich erkennen, daß, wenn auch mein Hochmuth recht behalten wollte, dennoch die Wahrheit auf der Seite meines Gegners war; und dieser Umstand machte mich oft unruhig, und die Einsprachen meines Gewissens fingen an, immer lauter in meinem Herzen sich zu regen. Die häufigen Ermahnungen meines Meisters über mein unziemliches Betragen vermehrten diese Vorwürfe, ich fühlte, daß mir etwas fehle, ohne eben zu wissen, was es sei, und dachte nicht daran, daß nur eine gründliche Bekehrung des Herzens mir zurecht helfen könnte. — Die Erweckten, welche von der öffentlichen Kirche sich getrennt hatten, hielten ihre eigene Erbauungsstunde im Dorfe, die ich indeß nie besuchte; vielmehr glaubte ich Feindschaft genug gegen sie im Herzen zu tragen, um sie bei guter Gelegenheit auseinander zu jagen. So wie indeß die Unruhe meines Herzens zunahm, so fing mein Mitgeselle, welcher ernstlich

---

*) Bas. Miss. Mag. 1837. H. 1. S. 9.

um sein Seelenheil verlegen war, an, mir mit seinen frommen Ermahnungen zuzusetzen; zuweilen gab er mir auch ein religiöses Buch zu lesen, und auf diese Weise ging völlig unbemerkt eine solche Veränderung in meinem Innern vor, daß mir die evangelischen Wahrheiten schmackhafter wurden, indeß die Unruhe in meiner Seele immer mehr zunahm. Unter diesen Umständen faßte ich den Entschluß, drei Gottesdienste am Sonntag zu besuchen, und an der Erbauungsstunde der Dissenters des Abends Antheil zu nehmen, indem ich nicht zweifelte, auf diesem Wege die Ruhe meiner Seele und das Wohlgefallen Gottes zu gewinnen. Auch dem Fluchen und Lügen, sowie andern groben Sünden, denen ich ergeben war, gab ich jetzt den Abschied, und versuchte bisweilen in der Einsamkeit zu beten." — Carey kannte noch nicht die Verdorbenheit des natürlichen Herzens und darum auch nicht das Bedürfniß eines Erlösers. Die Unruhe, welche er empfand, trieb ihn so wenig auf die rechten Wege, daß er sich sogar zu einem entehrenden Betruge gegen seinen Meister verleiten ließ. Seine That wird entdeckt, und gepeinigt von Gewissensbissen, preisgegeben der Schmach und Schande, beginnt er ernstlicher denn je den Weg des Lebens zu suchen. Um diese Zeit hört er eine Predigt, welche auf Grund von Hebr. 13, 13. mit gewaltigem Ernste auf die Nachfolge des Herrn drang. „Ich glaubte in diesen Worten zugleich einen deutlichen Wink zu finden, daß ich mich, um ein wahrer Christ zu werden, von der öffentlichen Landeskirche trennen und an die verachtete Partei der Separirten mich anschließen müsse. Diese Vorstellung war nun freilich eine völlig unrichtige; allein sie hatte doch die Folge, daß ich dem kalten geistlosen Gottesdienste der damaligen öffentlichen Kirche entsagte,

und mich an die Erbauungen der Dissenters anschloß, wo ich mehr von dem Evangelio Christi zu hören Gelegenheit hatte. Mich leitete dabei der unrichtige Schluß, die öffentliche Staatskirche Englands sei dieses Lager, in welches sich die Namenchristen vor der Schmach des Kreuzes Christi zu sichern suchen, während ich verpflichtet sei, mit den Separirten die Schmach Christi zu tragen." — Nicht lange nachher hatte Carey, der trotz seiner veränderten Lebensweise dem neuen Leben aus Gott ferne war, ein Gespräch mit einem einfachen Christen, welches gesegnete Eindrücke in seiner Seele zurückließ. Er erzählt: „Der Mann bewies mir auf eine Weise, der ich nicht länger zu widerstehen vermochte, daß mein Sinn und Wandel dem Bekenntnisse des Evangeliums nicht angemessen sei, und daß ich mich in einem hülflosen Zustande befinde. Ich gerieth darüber in große Verlegenheit, indem ich seinen Ansichten vom Christenthume auf der einen Seite nicht beizustimmen, und auf der andern die Richtigkeit meiner eigenen nicht zu vertheidigen vermochte. Dies erfüllte mein Herz mit ängstlicher Unruhe und trieb mich mächtig an, die Vergebung meiner Sünden und mein ganzes Heil bei Christo dem Gekreuzigten zu suchen und meine Glaubensüberzeugung tiefer aus dem Worte Gottes zu begründen." In seiner Seelennoth wendet sich der Jüngling an den Geistlichen des Ortes, aber der kann ihm den Trost nicht geben, dessen er bedarf. Mehr Nahrung findet seine Seele in einem kleinen Kreise Erweckter, an welche er sich mit Freuden anschließt. Schon damals traten seine glänzenden Predigtgaben hervor, er leitet nicht bloß die Erbauungsstunden im Kreise seiner nächsten Freunde, sondern wird auch in die Nachbarschaft zur Abhaltung religiöser Versammlungen eingeladen, und

er setzt diese Beschäftigung neben seinem Handwerke unermüdet fort. Als er einmal in seinem Geburtsdorfe, freilich wider Wunsch und Willen seiner Eltern, eine Andachtsstunde gehalten, kommt am folgenden Morgen eine fromme Nachbarin zu seiner Mutter, um ihr Glück zu einem mit so herrlichen Gaben ausgerüsteten Sohne zu wünschen. „Was meint ihr", fragt die Mutter, „soll denn mein William ein Pfarrer werden?" — „Ja, gewiß," antwortet jene, „und zwar ein ausgezeichneter, wenn ihm Gott das Leben läßt." — Carey gesteht selbst, daß der Beifall, welchen er erntete, ihm, dem noch unbefestigten Manne, mehr geschadet als genützt habe; bei allen schönen Zeugnissen war seine Ueberzeugung von den Wahrheiten des Evangeliums eine sehr unvollständige und schwankende. Nichts that ihm mehr Noth, als ein emsiges Studium der heiligen Schrift. Es war sein Glück, daß er selbst das erkannte. Zu besonderem Segen wurde ihm eine Schrift von Robert Hall über den wahren Weg der Seligkeit, welche er durch einen christlichen Freund kennen lernte. „Ihr Inhalt", sagt er, „war so lehrreich für mich, daß ich jetzt die einzelnen Schriftüberzeugungen, welche abgerissen in meiner Seele lagen, zu einem klaren Ganzen verknüpfen lernte. Ich erinnere mich nicht, je ein Buch mit so viel Entzücken gelesen zu haben, und ich freue mich, sagen zu können, daß der Inbegriff evangelischer Lehren, wie ich ihn in diesem Buche dargestellt fand, noch bis auf diesen Tag die Nahrung meiner Seele ist."

Während der junge Mann in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi wuchs, gestalteten sich seine äußeren Verhältnisse immer drückender. Sein Handwerk, auf welches er sich verheirathet, war nicht im Stande, seine Familie zu

ernähren, und oft trat äußerster Mangel in sein Haus ein. Er läßt es nicht an Fleiß fehlen; schämt sich auch nicht, seine Waare von Dorf zu Dorf feil zu bieten, aber alle Mühe und Arbeit kann der hereinbrechenden Armuth nicht wehren. Er vertauscht sein Handwerk mit dem Amte eines Dorfschullehrers, allein dazu fehlte ihm alles Geschick: „so oft ich die Schule halten wollte, haben die Knaben mit mir Schule gehalten,“ sagte er später. Bei aller äußeren Noth, unter der Last drückender Sorgen um das tägliche Brod, bewahrte er sich eine bewundernswerthe Geistesfrische. Seine Dürftigkeit hindert ihn nicht, sich mit dem Erlernen der griechischen Sprache und mit dem Studium der heiligen Schrift im Grundtexte zu beschäftigen, alle Schwierigkeiten überwindet er muthig im Vertrauen auf seinen Gott, und der Herr läßt ihn die Früchte seiner unbeugsamen Beharrlichkeit sammeln.

In diese Zeit fällt sein Eintritt in die Baptistengemeinschaft, und damit tritt ein Umschwung auch in seinem äußeren Leben ein. In dem Irrthume, in welchen die Baptisten durch falsche Auffassung des Befehles des Herrn über die Taufe gerathen sind, sah er schriftmäßige Wahrheit, und er hielt sich für verpflichtet, seine Ueberzeugung offen zu bekennen. Er schloß sich an die kleine Gemeinde zu Olney an, welche ihn bald zu ihrem Lehrer und Prediger erwählte. Aber der enge Kreis seines Berufes genügte dem feurigen Manne nicht; schon damals sah er hinaus in die Heidenwelt, schon damals hegte er den Gedanken, sich dem Berufe eines Missionars zu widmen. Er stand in dem Boden, in welchem dieser Gedanke schnell der That entgegenreifte.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war ein Verein von Geistlichen der presbyterianischen Kirche Schottlands zu gemeinsamen Gebeten um eine besondere Ausgießung des heiligen Geistes und besonders um die Ausbreitung des Christenthums in der ganzen Welt zusammengetreten. Jeden Sonnabend Abend und Sonntag Morgen, sowie den ganzen ersten Dienstag jedes Vierteljahres, sollten seine Mitglieder entweder für sich allein oder mit Anderen dieses Anliegen zum ausdrücklichen Gegenstande ihrer Gebete machen. Im Jahre 1747 wurde ein gedruckter Aufruf, an diesem Vereine Theil zu nehmen, in alle Gegenden Englands und nach Amerika ausgesandt. Die Theilnahme wuchs mit jedem Jahre. Allein im Laufe der Zeit, als die Sache den Reiz der Neuheit verloren, gerieth sie doch ins Erlahmen. Da beschloß im Jahre 1784 eine Versammlung von Baptistenpredigern der Provinz Nottingham, den Verein neu zu beleben, und es wurde von ihr jeder erste Montagabend im Monat zu einer Gebetsvereinigung für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden festgesetzt. Diese gesegnete Einrichtung fand nicht bloß unter den Baptisten, sondern auch unter den übrigen kirchlichen Denominationen Anklang und besteht noch bis auf den heutigen Tag. Drei Männer waren es besonders, welche der Gründung und Förderung dieses Gebetvereines ihre Kräfte liehen, die Baptistenprediger Ryland, Sutcliff und Fuller in der Provinz Northampton. Insbesondere war der Letztere rastlos thätig, neue Glieder für denselben zu gewinnen und ihren Gebetseifer anzufeuern. In seinem Tagebuche aus jener Zeit berichtet er wiederholt: „Ich widmete diesen Tag dem Gebet und Fasten in Gemeinschaft mit mehreren anderen Predigern, die übereingekommen sind,

heute den Herrn um Wiederbelebung der Kirche und um die Ausbreitung des Reiches Christi in der Welt anzuflehen." William Carey schloß sich diesem Vereine im Jahre 1787 an, nachdem er kurz zuvor geistlicher Vorsteher der kleinen Baptistengemeinde zu Moulton geworden war. Man könnte sagen, daß er von dieser Zeit an als ein Missionar betrachtet werden müsse. Seine Seele war von dem feurigsten Verlangen nach diesem Berufe erfüllt, er lebt und bereitet sich für denselben mit Eifer vor, ohne zu wissen, wie und wann er in denselben werde eintreten können. Er beschäftigt sich mit der Geographie der Heidenländer, liegt mit treuem Fleiße dem Studium der Sprachen ob, und wo er Gelegenheit findet, redet er mit Wärme von der Missionssache. Seinem Beispiel folgen mehrere von ihm angeregte Geistliche, lebendiger war man nie von der Pflicht, die Fahne des Kreuzes auf den Todtenfeldern des Heidenthums aufzupflanzen, durchdrungen. Nachdem so die Herzen für das große Werk des Herrn bereitet worden, war es fast natürlich, daß, als ein eifriges Mitglied der Baptisten-Gemeinde, Thomas, welcher in Ostindien neben seiner amtlichen Stellung mit Erfolg das Evangelium unter den Hindus verkündigt hatte, nach seiner Rückkehr in sein englisches Vaterland mit glühenden Farben die Noth Indiens und den tiefen Jammer des Götzendienstes schilderte, die Gemüther mächtig ergriffen wurden und zu Thaten rettender Liebe hindrängten. Im Frühlinge des Jahres 1792 versammelte sich der Betverein zu Nottingham. Carey hielt die Predigt vor der Gemeinde. Er hatte den Text Jes. 54, 2, 3. Er sprach gewaltig. Besonders hob er das Elend der Heiden und die Pflicht hervor, ihnen das Evangelium zu bringen. Das ganze Feuer seines Glau-

bens und seiner Liebe legte er in seine Worte, welche er schließlich in die beiden Ermahnungen zusammenfaßte: „Erwarte Großes von Gott und versuche Großes für Gott!“ Die Zuhörer waren aufs tiefste erschüttert. Einmüthig wurde der Beschluß gefaßt, aus der Mitte der Versammlung einen Ausschuß zu wählen, welcher einen Entwurf zur Bildung einer Missionsgesellschaft ausarbeiten und denselben der im Herbst zu Kettering, einem Marktflecken in der Grafschaft Northampton, abzuhaltenden Prediger-Conferenz vorlegen sollte. Dem Ausschusse, dessen Seele Carey war, war keine leichte Aufgabe geworden. „Wir waren“, schreibt derselbe, „noch ganz unerfahren in diesem Werke; kein Theil der Heidenwelt war uns bekannt, welcher vorzugsweise vor andern Heidenländern eine offene Thür zur Arbeit uns darbot; wir hatten kein Geld, um die bedeutenden Kosten eines solchen Unternehmens zu tragen; unsere Lage im Innern des Landes war für den Briefwechsel mit dem Auslande ungelegen; die Männer, welche die erste Leitung des Werkes übernehmen sollten, wohnten soweit auseinander, daß ein öfteres Zusammenkommen derselben unmöglich war; zudem drohte unserer Baptistenverbindung dabei noch die Gefahr, durch dieses Werk in vielfache Berührung mit unbekehrten Menschen zu kommen und Schaden zu leiden.“ Die Herbstversammlung zu Kettering verhehlte sich zwar die Schwierigkeiten des Werkes nicht, doch faßte sie am 2. Oktober 1792 „unter Furcht und Zittern“ den Beschluß, im Namen des Herrn einen Missionsversuch zu wagen. Mit diesem Beschlusse war die Baptistengesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden (Baptist Missionary Society) gegründet. Ein hundert und vierzig Gulden, welche sofort durch eine Collekte zusammengelegt

wurden, waren der erste Baustein zu dem heiligen Werke. Die leitende Komite bestand aus William Carey, John Ryland, Reinold Hogg, John Sutcliff und Andreas Fuller, lauter Männer, beseelt von dem feurigsten Eifer für die Sache. Auch der erste Sendbote war bald gefunden. Es war William Carey, der sich freiwillig erbot, unter den Hindus in Bengalen das Evangelisationswerk zu beginnen. Der bereits erwähnte Thomas, welcher als Wundarzt mehrere Jahre in Calkutta gelebt hatte, wurde ihm als Mitarbeiter zugesellt. Nachdem die Männer gefunden waren, und eine in den Gemeinden veranstaltete Collekte einen die veranschlagten Kosten um das Doppelte übersteigenden Ertrag geliefert hatte, säumte man nicht mit der Aussendung der Missionare. Ein Brief Carey's an seinen Vater vom 17. Januar 1793 zeigt uns, wie er seinen neuen Beruf ansah: „Eine Hauptaufgabe des Evangeliums ist es, uns zu zeigen, wie wichtig es sei, daß wir unsere ganze Lebenszeit allein dem Dienste Gottes weihen. Ich ermahne euch, lieben Brüder, schreibt Paulus, bei der Barmherzigkeit Gottes, daß ihr euch darbringet als ein Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei; denn hierin besteht euer vernünftiger Gottesdienst. Gott als ein Opfer zu heiligem Gebrauch bereit zu stehen, ist die große Aufgabe eines Christen, der gerne seine Lebensbestimmung erfüllen möchte. Ich betrachte mich eben darum als einen, der dem Dienste Gottes allein angehört, und der jetzt in diesen Dienst eintreten soll. Es ist mir der Auftrag geworden, als ein Bote Christi zu den armen Hindus nach Ostindien zu wandern, und mich wird Bruder Thomas als ein Mitarbeiter begleiten, der bereits fünf bis sechs Jahre in diesem Lande als Arzt zugebracht hat, und der

die Sprache dieses Volkes versteht. Die Hindus sind das gutmüthigste und freundlichste Volk in der Welt, aber in grobe Unwissenheit und mitternächtliche Finsterniß eingehüllt. Meine Gattin will mit unsern Kindern einstweilen im Vaterlande zurückbleiben und wird während meiner Abwesenheit die nöthige Unterstützung erhalten; sollte sie indeß sich entschließen können, mit mir die Reise zu machen, so wird die Gesellschaft die Kosten tragen. Wir sollen künftigen April England verlassen. Ich hoffe, theurer Vater, Sie werden mich willig dem Herrn übergeben, um das schwierigste, aber auch zugleich ehrenvollste Werk auszurichten, zu dem je ein Menschenkind berufen worden ist. Ich habe manche Opfer zu bringen. Ich soll von einer geliebten Familie und von vielen theuren Herzensfreunden mich trennen, und noch nie habe ich den Ausbruch eines solchen Schmerzes gesehen, wie er letzten Sonntag während unseres Gottesdienstes statt fand. Aber ich habe nun einmal die Hand an den Pflug gelegt. Ich verbleibe Euer gehorsamer Sohn W. Carey."

Der junge Missionar sollte jedoch bald erfahren, welch' einem schwierigen Unternehmen er sich gewidmet hatte. Gott hatte seine bisherigen Wege wunderbar geebnet, er sollte nun in allerlei Prüfungen beweisen, daß ihm des Herrn Werk Ernst sei. Der Kostenbetrag des Missionsunternehmens war auf 6000 Thaler veranschlagt, eine Summe, deren Aufbringung dem kleinen Baptistenvereine schwer wurde. Man mußte sich daher an die gesammte Christenheit des Landes mit der Aufforderung zu Beiträgen wenden; die thätigsten Baptistenprediger wurden um ihre Mitwirkung gebeten. Das hatte nun den besten Erfolg. Mehr als die doppelte Summe ward beigesteuert, die um

so willkommener war, als sich später herausstellte, daß die Ausrüstungskosten die ursprüngliche Berechnung bei weitem überstiegen. Ein großes Hinderniß stellte sich dem Unternehmen durch den Widerspruch der übrigen Kirchenparteien entgegen. Man sprach spöttisch von dem kühnen Plane der kleinen Verbindung, in öffentlichen Schriften wurden Klagen geführt, daß so viel Geld dem Auslande zugesendet werden solle, da der Noth im Vaterlande genug sei. Diese Einreden fanden selbst im Schooße der Baptistengemeinschaft Anklang, unter allen Baptistenpredigern Londons fand sich nur ein einziger, welcher für die Mission ein Herz hatte; als er aber zur Bildung eines Hülfsvereins aufforderte, wurden seine Vorschläge kurz abgewiesen. Manche glaubten überdies in der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl einen Grund zu finden, dem Werke ihre Theilnahme zu versagen. Carey gerieth durch alle diese Widersprüche in große Kämpfe. Er wandte sich in seiner Noth an den Pfarrer Newton. Der rieth ihm, sich durch keinerlei Widerspruch von seinem Vornehmen abwendig machen zu lassen. „Aber wie", fragte Carey, „wenn uns die ostindische Compagnie nach unserer Ankunft in Bengalen wieder nach Hause zurücksendet?" „Dann", antwortete Newton, „dann könnt ihr daraus schließen, daß euer Herr in Bengalen nichts für euch zu thun hat; aber hat er dort ein Geschäft für euch, so kann euch keine Menschenmacht an der Ausführung desselbigen hindern." — Carey's Gattin hatte von Anfang an sich gesträubt, ihrem Manne nach Indien zu folgen. Alle Versuche, sie zu überreden, waren gescheitert. Sie war entschlossen, mit ihren Kindern in der Heimath zu bleiben. Nur dazu hatte sie sich verstehen können, daß der älteste Sohn Felix mit dem Vater reise. Der

dadurch schwer gedrückte Mann aber glaubte, sich dem Rufe des Herrn nicht entziehen zu dürfen. Er hoffte, später, sobald die indische Mission festen Boden gewonnen habe, Frau und Kind nachholen zu können. Schweren Herzens, aber doch des göttlichen Willens gewiß, begab er sich mit Thomas nach Ryde, von wo aus sie die Seereise antreten wollten. Da stellten sich neue Hindernisse ein. Thomas hatte von früherer Zeit her noch Schulden, auf deren Tilgung seine Gläubiger drangen. Dieser Verlegenheit folgte bald eine andere. Kurz vor der Abfahrt erhielt der Kapitain des Schiffes einen anonymen Brief, welcher ihn warnte, Leute nach Ostindien zu führen, denen die ostindische Compagnie nicht die Erlaubniß zur Niederlassung ertheilt habe. Die beiden Missionare mußten sofort das Schiff verlassen. „Wie geheimnißvoll“, schreibt Carey, „auch die Leitungen der Vorsehung in dieser Sache sind, so kann ich doch keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie von dem unendlich weisen Gott geleitet werden.“ Carey's Glaube ward nicht zu Schanden. Schon nach wenigen Tagen bot sich eine neue Reisegelegenheit auf einem Schiffe unter fremder Flagge dar, welche zur Mitnahme von Passagieren nicht die Erlaubniß der ostindischen Compagnie bedurfte. Thomas hatte Zeit gefunden, sich mit seinen Gläubigern zu einigen, ja Carey's Gattin war jetzt bereit, mit ihrem Manne zu ziehen. Im Namen des Herrn stachen sie am 13. Juni 1793 in See und erreichten am 7. November nach mancherlei Gefahren, aber doch wohlbehalten, ihrer Reise Ziel. „Ein großes Arbeitsfeld“, schrieb Carey kurz vor der Landung in Indien, „schließt sich nach allen Seiten auf; Millionen unglücklicher Heiden, welche in diesem Leben vom Götzendienst, Aberglauben und Unwissenheit

geplagt sind und dem ewigen Elende entgegenziehen, rufen uns laut um unsere Hülfe an. O daß doch bald viele Arbeiter in den Weinberg unseres Herrn Jesu Christi hinausgesendet und die Heiden zur seligmachenden Erkenntniß der Wahrheit hingeführt werden möchten."

Zweites Kapitel.

W. Carey's und Thomas' Missionsthätigkeit bis zur Niederlassung in Serampore.

Siehe da das Land vor dir, das der Herr, dein Gott, dir gegeben hat; ziehe hinauf und nimm es ein, wie der Herr, deiner Väter Gott, dir geredet hat! Fürchte dich nicht und laß dir nicht grauen.
5. Mos. 1, 21.

Es schien, als ob Carey nur zu Trauer und Leid den indischen Boden betreten habe. Er war auf die großen Schwierigkeiten, welche sich der ersten Missionsthätigkeit in einem heidnischen Lande entgegenstellen, gefaßt, sie traten der Reihe nach an ihn heran, in solchem Grade, daß er ihnen hätte unterliegen müssen, hätte er nicht die wunderbare Hülfe seines Gottes erfahren. Nach einem Briefe an seine Schwestern vom 4. Decbr. 1793 ist er noch von den besten Hoffnungen erfüllt: „Das Land ist ausnehmend bevölkert, und die Einwohner scheinen dem Worte gern Gehör zu geben. Unter dem Volke findet sich eine regsame Thätigkeit; auch sind die Leute gesprächig und wißbegierig; allein wohin man immer unter ihnen kommt, da stößt man

überall auf Zeichen des Götzendienstes, Blumengewinde, Bäume, kleine Pagoden am Wege, welche den Göttern geweiht sind. Indeß hören die Leute doch gern zu, und überall, wohin man geht, kann man sich leicht einen Haufen derselben zusammen bringen. So vereinigt sich Alles, um uns Muth einzuflößen; auch darf der, der nur noch ein Fünklein Liebe Christi im Herzen hat, nur die Augen aufthun, und das unwissende und thierische Wesen der Einwohner sehen, um zum glühenden Eifer für Christum gereizt zu werden. — Der Boden ist sehr fruchtbar, aber kaum zur Hälfte angebaut. Wir haben jetzt viele Gattungen von Früchten, die man in England nicht kennt. Herrliche Ananas wachsen unter den Hecken, auch haben wir jetzt die volle Erntezeit, in welcher die Tage so heiß sind, wie in England im Monat Junius, hingegen die Nächte so kalt, wie im September. Ganz Bengalen bildet eine ungeheure Fläche, auf welcher kein Hügel und kaum hier und da ein Stein zu sehen ist. Wilde Thiere gibt es viele, und Schakale findet man allenthalben. Einer derselben nahm kürzlich, während wir bei der Abendandacht waren, der Frau Thomas ihr kleines Hündchen vor der Thüre hinweg, für welches man ihr 200 Rupien geboten hatte. Von Schlangen wimmelt das Land, von denen viele über 6 Fuß lang sind. Die Tiger halten sich immer in einer Entfernung von 3 bis 4 Stunden von uns im Gebüsche, und wir haben in der Regel so wenig von ihnen zu fürchten, als Ihr in England. Im Ganzen ist das Land ausnehmend schön. Ich hoffe, die Sprache bald zu lernen. Mein Sprachlehrer, Ram Boschu, ist ein sehr verständiger, und wie ich glauben darf, frommer Mann. Meine Hoffnung auf das Gelingen des Werkes ist groß; aber schauerlich ist die Unwis-

senheit und der Aberglaube des Volkes, und die Anhänglichkeit der Leute an ihre Kasten so stark, daß sie lieber das Leben einbüßen, als sich von denselbigen trennen. Dieser Kastenzwang ist unstreitig eine der stärksten Ketten, womit Satan die Seelen der Menschen gefesselt hat; und die Wirkungen desselben sind fürchterlich. . . . Was mich betrifft, so muß ich Euch leider bekennen, daß noch viel Trägheit, Fleischessinn und Hinneigung zur Welt in meinem Herzen steckt; dennoch kann meine Seele nirgends Ruhe finden, als in meinem Gott und in der Beschäftigung mit seinem Werke auf Erden. Noch vermag ich den armen Hindus die Freudenbotschaft von Christo nicht zu predigen, weil ich ihre Sprache noch nicht reden kann; übrigens macht mir die Vorbereitung zum Werke des Amtes viel Vergnügen und ich verspreche mir Großes, wenn ich einmal im Stande bin, unter die Heiden zu gehen und ihnen den unerforschlichen Reichthum Christi zu verkündigen." *) Diese fröhlichen Aussichten trübten sich indessen bald. Die erste Noth bereitete der Mangel an Geldmitteln und die geringe Aussicht, von England ausreichende Unterstützung zu erhalten. Thomas, dem Carey die Verwaltung der Casse anvertraut, war am allerwenigsten dazu geeignet; unbesonnen, fast leichtsinnig schaltete er mit dem Anvertrauten, und nach wenigen Monaten war Alles erschöpft. Die steigenden Sorgen um das tägliche Brod machten auf Carey's Gattin den übelsten Eindruck. Wir wissen, daß sie sich erst nach langem Kampfe entschlossen hatte, nach Indien mitzuziehen. Jetzt trat bittere Reue über diesen Schritt

*) Ueber das indische Heidenthum vergl. Evang. Missionsgesch. Bd. I. Heft 2. 3. S. 39 ff. (2. Aufl.)

ein. Die Familie mehrte sich, ohne daß die Aussichten auf ihr Durchkommen sich mehrten. Die von Natur zum Trübsinn geneigte Gattin fiel in tiefe Schwermuth, die sich zuletzt zu förmlichem Wahnsinn gestaltete. Das war ein harter Schlag für den Mann, welcher sich dadurch der einzigen menschlichen Hülfe im fremden Lande beraubt sah. Seiner Thätigkeit als Missionar stellte die fremde Sprache, so wie die Abgeneigtheit der Eingeborenen, große Schwierigkeit entgegen. Am meisten aber beugte ihn ein Befehl der brittischen Regierung, welcher ihm den Aufenthalt und die Predigt des Evangeliums in Calcutta untersagte. Während Thomas wieder zu seiner wundärztlichen Praxis in der Hauptstadt des Landes überging, blieb Carey nichts übrig, als sich in den sumpfigen Wildnissen in den von den Armen des Ganges durchströmten Sunderbunds niederzulassen. Verlassen von Menschen, suchte Carey seinen Trost in seinem Gotte. Mit Eifer betrieb er das Studium der bengalischen Sprache und begann auch bald einzelne Theile der heiligen Schrift zu übersetzen. „Als ich England verließ," schreibt er unter dem 19. April 1794, „war meine Hoffnung auf die Bekehrung der Heiden ungemein stark und zuversichtlich; aber unter so vielen Hindernissen, die sich mir täglich entgegenstellen, würde sie gänzlich hinwegsterben, wenn Gottes Hand sie nicht aufrichtete. Keine Spur von Licht, und tausend Dinge überall umher, um das Licht zu versperren. Schon ist ein Jahr dahin, seit ich das geliebte Vaterland verließ, und seit dieser Zeit bin ich wie ein Spielball hin- und hergeworfen worden. Fünf Monate lang mußte ich wie ein Gefangener auf dem Schiffe unter fleischlich gesinnten Menschen zubringen; fünf weitere Monate habe ich mit dem Erlernen der Sprache zugebracht;

mein Mitarbeiter trennte sich von mir, alles hemmt, alles bindet, alles hält zurück; ich bin an diese Stelle in der Wildniß angefesselt; nicht einmal kann ich, wie einst der selige Brainerd, in den Busch hinausgehen, um mein volles Herz in der Einsamkeit vor Gott auszuschütten, weil ich auf jedem Schritte die wilden Tiger fürchten muß. Nichts ist um mich her, auf das ich mich auch nur einen Augenblick verlassen könnte. Nun gut! Ich habe doch Gott! Und sein Wort ist und bleibt gewiß. Und wäre auch der finstere Aberglaube der Heiden tausendmal schlimmer, als er wirklich ist; wäre ich auch von Jedermann verlassen und von Allen verfolgt, dennoch ist meine Hoffnung auf dieses Wort Gottes gegründet, und dieses Wort wird alle Bollwerke niederreißen und über alle Widerwärtigkeiten siegen. Gottes Sache wird wahrlich überwinden, und ich werde in seiner Kraft aus der Leidensgluth hervorgehen, wie das Gold, das im Feuer geläutert ist."

Miss. Thomas, der, wie Carey meldet, sich von ihm getrennt hatte, sollte doch in der Hand Gottes das Werkzeug zur Förderung der Mission werden. Während seines früheren Aufenthaltes in Bengalen hatte er mit einem frommen Engländer, G. Udney, in Verbindung gestanden, welcher bedeutende Güter zu Malda in der Provinz Dinagepore besaß. Sein Haus war damals von schweren Leiden heimgesucht, und Thomas eilte, dem alten Freunde seine ärztliche Hülfe anzubieten. Udney ging gerade mit dem Plane um, zwei Indigofabriken in jener Gegend anzulegen, und forderte Thomas auf, daß er und sein Freund Carey die Aufsicht über dieselben übernehmen möchten. Das Amt gewährte nicht nur reichlichen Lebensunterhalt, sondern bot auch die günstigste Gelegenheit, den Eingebornen

das Evangelium zu verkündigen, namentlich die 4—500 Arbeiter in jenen Fabriken in den Bereich des Wortes Gottes zu ziehen. Carey war eben damit beschäftigt, in den wilden Sunderbunds seine Strohhütte aufzuschlagen, als die Nachricht von Udney's Antrage bei ihm einlief. Er erkannte darin einen Ruf des Herrn, und keinen Augenblick besann er sich, demselben zu folgen. Am 21. Juni 1794 kam er mit seiner Familie in Mudnabatty, einem Dorfe 14 Stunden von Malda entfernt, an, wo die seiner Aufsicht anvertraute Indigofabrik lag, während Thomas sich in Moypal niederließ. Lassen wir ihn selbst über seine neue Stellung und seine Aussicht für das Missionswerk reden. Unter dem 5. August schreibt er der Baptisten-Missionsgesellschaft in England: „Herr Udney, dessen Gattin sehr schwer darniederlag, weil der Kummer über den Verlust ihres Sohnes, der mit seiner Gattin im Strome ertrank, sie zu Boden drückte, hat mich und Br. Thomas eingeladen, zu ihm zu ziehen und ein paar Indigo-Anlagen zu leiten, welche er in dieser Provinz angelegt hat. Ich erkannte bald in diesem Rufe eine huldvolle Leitung des Herrn, da er ganz ungesucht an mich kam, alle Bedürfnisse meiner Familie befriedigt und mir zugleich Gelegenheit verschafft, unter einer Anzahl von mehr als tausend Heiden, die mir untergeben sind, einen heilsamen Einfluß für die Sache des Evangeliums zu üben, und darum konnte ich keinen Augenblick anstehen, denselben aus Gottes Hand anzunehmen und meine noch unvollendete Hütte in der Wildniß zu verlassen. Ich wohne nun hier zu Mudnabatty am Flusse Tamquam, im Distrikt Dinagepore, etwa 48 Stunden von der Grenze Thibets entfernt, und Hr. Thomas hat sich in einem andern Dorfe, Moypal, niedergelassen. Hier ist nun der Sitz

unserer Mission, und wenn ein Eingeborner wegen seines Glaubens an das Evangelium seine Kaste verliert, so können wir ihm alsobald eine nützliche Beschäftigung geben. Herr Udney gibt jeglichem von uns monatlich 200 Rupien Gehalt, und darum eile ich, unsere werthe Gesellschaft zu benachrichtigen, daß ich mit meiner Familie nunmehr ohne weitere Unterstützung derselben fortkommen kann und herzlich wünsche, daß das, was für mich bestimmt war, auf die Anlegung einer zweiten Missionsstelle verwendet werden möge. Dabei wird es immer die Freude meines Herzens sein, in derselben Verbindung mit der Gesellschaft zu bleiben, wie wenn ich eine Unterstützung von ihr bezöge, und auch den Briefwechsel mit ihr fortzusetzen. Das einzige, was ich wünsche, besteht darin, daß mir die brauchbarsten Schriften und religiösen Tageblätter, welche im Vaterlande erscheinen, zugesendet werden mögen. Nicht weniger dankbar wäre ich dafür, wenn ich allerhand Werkzeuge des Ackerbaues und nützliche Gartensämereien erhalten könnte, um die Wildniß um mich her anzubauen. — Eine weite Thür ist hier aufgethan, und ich habe große Hoffnung für das Gelingen des Werkes. Noch kann ich die Sprache des Landes nicht fließend reden, aber es kommt mit jedem Tage besser. Einen kleinen Verein von etwa sechs Mitgliedern haben wir in dieser Gegend gesammelt, um uns gemeinschaftlich zu erbauen. Herr Udney und seine Mutter sind wahrhaft fromme Leute; aber sie gehören nicht unserer Baptistenverbindung an. Wir haben von Zeit zu Zeit eine kleine Erbauungsversammlung von etwa 20 Personen in seinem Hause, die aber selten alle beisammen sind, weil sie auf eine Entfernung von 40 Stunden umher wohnen. Es sind ernstliche Leute unter ihnen, und dies gibt mir für ihre

Bewahrung Zuversicht. Die Hindernisse, welche in diesem Lande der Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden im Wege liegen, sind ungemein groß, und sie wären unübersteiglich, wenn nicht der allmächtige und der wahrhaftige Gott uns zur Seite stände. Die Fesseln der Kasteneinrichtung sind so fürchterlich, wie sie kein Europäer begreifen kann, und für stärker geachtet als der Tod. Ursprünglich waren diese Kastenunterschiede nur für das bürgerliche Leben berechnet: aber jetzt sind sie in alle Lebensverhältnisse der Einwohner dicht eingewoben, und Lüge und Betrug sind die natürlichen Folgen derselben. Jedoch das Werk ist mit Gott begonnen worden, und unser Gott wird es auch hinauszuführen wissen." — Carey griff das Bekehrungswerk auf seinem neuen Posten mit Eifer an. Während er die Mußestunden an den Wochentagen meistens sprachlichen Studien und besonders der Uebersetzung der heiligen Schrift in's Bengalische widmete, hielt er an den Sonntagen entweder in seinem Wohnorte oder auf den umliegenden Dörfern Gottesdienst mit den Heiden. Später konnte er mit Hülfe seiner Sprachlehrer diese Gottesdienste auf zwei sonntäglich vermehren. Gesang, Gebet und Auslegung der heiligen Schrift bildeten ihre Bestandtheile. Die Heiden hörten im Allgemeinen aufmerksam zu; einige ließen sich auch zu besonderem christlichen Unterrichte willig finden, aber tiefe Eindrücke waren an ihnen nicht zu spüren. Die Erfolglosigkeit der Arbeit macht den wackeren Zeugen des Herrn oft muthlos und verzagt; er klagt wiederholt in seinen Briefen sich selbst an, daß ihn so wenig die Liebe zu dem Herrn und den armen Heiden erfülle. „Am meisten Hoffnung," schreibt er im December 1795, „macht mir ein junger Brahmine von achtzehn Jahren, der mich oft besucht und

ein lebendiges Gefühl für ewige Dinge in der Seele trägt. Auch haben wir von einigen Einwohnern zu Dinagepore, der Hauptstadt dieses Distrikts, Briefe erhalten, worin sie uns bitten, ihnen das zu senden, was wir vom Worte Gottes übersetzt haben.“ Ein Jahr später, am 20. December 1796, schreibt er einem Freunde: „Meine Arbeit als Missionar rückt nicht so vorwärts, wie ich es wünsche, und dennoch darf ich glauben, daß weder mein Freund Thomas, noch ich ohne Siegel unseres Amtes sind. Die Furcht, um des Herrn Jesu willen von der Kaste ausgeschlossen zu werden, ist so groß, daß noch kein Hindu sich entschließen kann, sich öffentlich zu diesem Namen zu bekennen und ein Christ zu werden. Von sieben derselben darf ich glauben, daß sie sich auf der Spur der Wahrheit befinden. Das macht mir viel Muth, und ich zweifle nicht, daß sie bald ein offenes Bekenntniß für den Heiland der Welt ablegen werden. Das ganze Neue Testament und ein Theil des Alten ist übersetzt; auch darf ich glauben, daß die Uebersetzung von groben, sinnentstellenden Fehlern frei ist. Erhält mir der Herr Leben und Gesundheit, so hoffe ich innerhalb zwei Jahren mit dem ganzen Bibelbuche fertig zu werden, und dies wird ein Segen sein, den Keiner, der in einem christlichen Lande wohnt, richtig zu würdigen vermag.“ Sein Amt als Aufseher der Indigofabrik nöthigte ihn oft zu längeren Reisen in die umliegenden Dörfer. Carey vergaß auf ihnen nicht sein christliches Zeugenamt; wo ihm Gelegenheit geboten wird, da übt er es aus, soviel seine Kenntniß der Landessprache es ihm möglich macht. In einem Schreiben vom 11. Januar 1796 führt er uns selbst in seine Lehrweise ein. „Von der Art und Weise, wie ich die Predigt des Evangeliums in diesem Lande treibe, möchte ich gern etwas sagen, aber

ich weiß nicht wie. Um mich verständlich zu machen, muß ich ein Beispiel nennen. Denken Sie sich ein großes heidnisches Dorf, etwa zwei Stunden von hier, Chinsurah genannt, dorthin gehe ich, von einigen Leuten begleitet. Im Dorfe angekommen, werde ich einen Götzentempel gewahr, der von Backsteinen schön aufgebaut ist. Um Aufmerksamkeit zu erregen, frage ich, was das sei, und bekomme zur Antwort: Hier befindet sich die Göttin Thakuranni. — Lebt sie? — Ja. — Nun gut, ich will sie sehen. — Nun gehe ich zur Stelle, indeß die Leute rufen: Nein, mein Herr, nein, es ist nur ein Stein. Ich steige die Treppen des Tempels hinauf, und fange jetzt an, im Angesichte der Göttin, die ein bloßer Stein ist, von der Thorheit des Götzendienstes zu zeugen und meine Zuhörer zu dem einigen und lebendigen Gott hinzuweisen, der den Himmel und die Erde gemacht und uns schuldbeladenen Sündern seinen eingebornen Sohn zum Heilande gesendet hat. So etwa ist die Weise beschaffen, wie ich den Einwohnern die Erkenntniß Gottes in Christo Jesu nahe zu bringen suche. Viele derselben hören gern zu, indeß Andere ihren Widerwillen gegen das Evangelium laut zu erkennen geben. Die Brahminen fürchten ihr Einkommen zu verlieren; die vornehmen Klassen sind wegen ihrer Kastenwürde besorgt, und die Armen zittern aus Furcht vor der Rache ihrer Götter.“ — G. Udney hatte um diese Zeit theils durch Wegnahme einiger seiner Schiffe, theils durch eine Ueberschwemmung des oberen Ganges so bedeutende Vermögensverluste erlitten, daß er zur Aufgabe seiner Indigofaktoreien zu Moypal und Mudnabatty genöthigt war. Thomas und Carey, welchen seit 1796 Miss. Fountain als Gehülfe zur Seite getreten war, geriethen dadurch in nicht geringe Sorgen wegen ihres zeit-

lichen Fortkommens. Da sie mit Aufgabe der Fabriken das ihnen übertragene Aufseheramt und damit ihr Gehalt verloren, welches zum guten Theil auf Unterhaltung der Mission verwendet war, so mußten sie auf andere Wege bedacht sein, ihr tägliches Brod zu gewinnen. Carey verlor den Muth nicht, ja, er bat seine Gesellschaft um Zusendung neuer Arbeiter, fest überzeugt, daß der Herr es an dem nöthigen Unterhalte nicht fehlen lassen werde. Er hatte den Gedanken, eine förmliche Missionskolonie anzulegen, und sprach sich darüber gegen seine Gesellschaft so aus: „Die Erfahrungen, welche ich auf diesem Posten gesammelt habe, betrachte ich als einen lautern Ertrag, welcher der Förderung des Missionswesens gelten soll. Ich kenne jetzt die verschiedenen Weisen, wie der Boden Indiens angebaut zu werden pflegt; auch hat mich meine Lage genöthigt, die sparsamsten Wege aufzusuchen, wie eine europäische Familie in diesem Lande leben möge. Dies veranlaßt mich, Ihnen einen Missionsversuch zur Berathung vorzulegen, welcher der Missionsweise der mährischen Brüder ähnlich ist. Es sollten sich nämlich sieben bis acht Missionsfamilien auf einer Stelle Indiens gemeinschaftlich niederlassen, sich dem Ackerbau widmen und Heidenkinder zur Erziehung in ihre Mitte aufnehmen. Diese Familien sollten ein christliches Dörfchen bilden, eine Anzahl von Strohhütten für sich aufrichten und das Essen sowohl als den ganzen übrigen Lebensbedarf gemeinschaftlich mit einander haben. Nach meinen bisherigen Erfahrungen würde der Unterhalt dieser acht Familien nicht viel höher zu stehen kommen, als wenn sich nur eine einzige Familie im Lande niederließe. Zu diesem Zweck sollten etwa 200 Jucharten Landes angekauft und von denselben angebaut werden, was für sie sowohl als für ihr Vieh jeden

erforderlichen Lebensbedarf liefern würde. Hierzu würde ich vorzugsweise den Norden Bengalens vorschlagen, weil das Klima desselben viel erfrischender, und alle Bedürfnisse viel wohlfeiler als im Süden des Landes zu haben sind. Für diese sämmtlichen Familien wäre kein größeres Gesindepersonal erforderlich, als jetzt eine einzige Familie in Indien haben muß, weil vermöge der Kastengesetze der einzelne Hindu Zeitlebens nur eine gewisse Arbeit und sonst keine andere verrichten darf, wenn er nicht seine Kaste einbüßen will. Wer die Kühe versieht, darf nicht waschen, und wer wäscht, darf kein Fleisch anrühren und nichts vom Markte holen, und wer das Haus reinigt, darf zu nichts Anderem gebraucht werden. Daher kommt es, daß in Indien der einzelne Europäer acht bis zehn Knechte zu seiner Bedienung bedarf, indeß ein Einzelner füglich das ganze Geschäft verrichten könnte. Die Ausgaben für den Gehalt dieses Gesindes würden für diese sämmtlichen Familien etwa auf 150 Gulden monatlich, und ihre Kleidung ebenso hoch zu stehen kommen. Der gemeinschaftliche Tisch könnte für 120 Gulden monatlich täglich versorgt werden. Sollten nun diese acht Familien getrennt von einander besonders leben, so könnten alle zusammen ohne eine monatliche Ausgabe von 1200 Gulden, auch bei der äußersten Sparsamkeit, nicht durchkommen, während ihr gemeinschaftliches Zusammenleben nicht höher als auf etwa 500 Gulden zu stehen kommen würde, wobei der Ertrag des Landes noch gar nicht in Anschlag gebracht wäre. Auch dadurch würde ein bedeutendes erspart werden, wenn ein Theil der Beiträge, welche die Gesellschaft sendet, in wollenen Tüchern, Schuhen, Strümpfen, Hüten, Gartensämereien 2c. bestände, indem die dafür ausgelegten Summen das zwei- und dreifache des Werthes in Indien be-

tragen würden.“ — Ob Carey ernstlich an die Ausführung dieser Gedanken Hand gelegt, scheint zweifelhaft, aber sie müssen ihm vorgeschwebt haben, als er in der Nähe von Mudnabatty zu Kidderpore eine kleine Indigopflanzung ankaufte und dieselbe mit großen Kosten zur Aufnahme neuer Mitarbeiter, welche ihm die englische Gesellschaft auf seine wiederholten Bitten in Aussicht gestellt, einrichten ließ.

Im Oktober des Jahres 1799 landeten die lange ersehnten Gehülfen in Bengalen; ihre Namen sind Josua Marshman, William Ward, Daniel Brunsdon und William Grant. Sie hatten die Weisung, sich mit Carey zu vereinigen und mit ihm gemeinsam das Werk des Herrn zu treiben. Allein dem stellten sich unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die brittische Regierung, welche in allzu großer Aengstlichkeit von der christlichen Missionsthätigkeit eine Empörung der Heiden fürchtete, untersagte den Neuangekommenen den Aufenthalt auf brittischem Boden und sie mußten sich dem harten Befehle fügen. Sie nahmen ihre Zuflucht zu der sechs Stunden stromaufwärts von Calcutta entfernten dänischen Kolonie Serampore am westlichen Ufer des Huglyflusses, deren christlich gesinnter Gouverneur Bie, ein Schüler des Missionars Schwartz, sie herzlich willkommen hieß. Er gab ihnen nicht bloß Erlaubniß zu ihrer Niederlassung, sondern ermunterte sie auch, von Serampore aus ihre Missionsthätigkeit auf die Umgegend auszudehnen. Die Entscheidung konnte den Brüdern nicht schwer fallen. Da jede Aussicht, sich mit Carey zu Kidderpore zu vereinigen, geschwunden war, so blieb nichts anderes übrig, als daß dieser ebenfalls Serampore zu seinem Aufenthaltsorte wählte. Der edle Mann fügte sich mit vieler Selbstverleugnung in die Wege seines Gottes. Er

achtete nicht die bedeutenden Kosten, welche er aus eigenen Mitteln auf den Ankauf und die Einrichtung Kidderpore's verwendet hatte und die sein ganzes Vermögen erschöpft hatten, und entschloß sich im Namen des Herrn, nach Serampore zu ziehen, wo er zu Anfang des Jahres 1800 anlangte.

Sehen wir uns, ehe wir ihn in seine weitere Thätigkeit begleiten, nach seinem Mitarbeiter Thomas um. Wir hörten, daß er durch seine Unbesonnenheit der Mission manche Noth bereitete, aber Carey lernte in ihm einen Mann von treuestem Eifer kennen und hielt darum die Freundschaft mit ihm aufrecht. „Sie sehen,“ schreibt Thomas seinen englischen Freunden, „zwischen Carey und mir gar mannigfaltige Verschiedenheiten, und wohl sind dieser Verschiedenheiten noch mehr, als Sie zu sehen vermögen. Seien Sie deshalb nicht besorgt; denn sehen sich auch unsere Nasen nicht gleich, so ist doch unser Herz eins. Ein Herz, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe: dies ist unser Loosungswort. Ich bewundere die Gnade Gottes, welche so verschiedene Leute, wie Carey und ich sind, in Eins zusammenschmelzen kann, denn wir denken nur in solchen Sachen verschieden, wobei es auf Verschiedenheit der Ansicht und des Thuns eben nicht ankommt. Nicht selten fällt einer dem Andern zu; immer freut es uns, einander zu sehen, und ich darf sagen, wir lieben einander inbrünstig.“ Thomas vereinigte in sich alle die Eigenschaften, welche namentlich im Verkehr mit den Brahminen ein unbedingtes Erforderniß für die Missionare sind: schnelle Besonnenheit, schlagender Witz und bilderreiche Redeweise. Es hatte sich einmal eine Gesellschaft von Brahminen um ihn versammelt, und einer der Gelehrtesten, Mahaschoi, begann mit ihm

eine Disputation. Der weise Heide stellte die Behauptung auf: „Gott ist in allen Dingen, und Alles ist daher Gott! Du bist Gott und ich bin Gott!“ — „Pfui, Mahaschoi!“ entgegnete Thomas, „wie magst Du so reden. Sahib, (d. h. Lehrer, wie Thomas sich selbst hier bezeichnet), ist in seinen Kleidern, darum ist dieser Hut (er nahm ihn ab und warf ihn auf den Boden,) der Sahib. Nein, Mahaschoi! Du und ich, wir sind sterbliche Menschen, Gott aber lebt ewig!“ Der Brahmine schwieg; auf den Missionar heftete sich nun die Aufmerksamkeit der Leute, denen er den lebendigen Gott verkündigen konnte. — Ein andermal unterbrach ein Brahmine seine Rede an das Volk mit der Frage: „Wer hat das Gute und das Böse geschaffen?“ — Thomas' rascher Blick durchschaute die Absicht des Heiden, und er antwortete: „Deine Frage ist mir längst bekannt, und ich weiß auch, was du willst. Wer seinen Vater oder Mutter schmähet, den betrachtet ihr als einen schlechten Menschen, oder seinen Guru (Lehrer) verhöhnt, der ist noch verwerflicher. Aber was ist das,“ fuhr der Missionar zum Volke sich wendend fort, „was ist das gegen die Worte dieses Brahminen, der Gott herabwürdigt? Dieses anbetungswürdige Wesen ist nicht nur selbst heilig, sondern alle seine Werke sind heilig, Menschen und Teufel sind heilig geschaffen und erst schlecht geworden. Wer also seine Sünden Gott zuschreibt, der ist ein Gottloser und schmäht seinen Schöpfer.“ — Auf einer Reise fand er einst einen Schwarm Hindus um ein Götzenbild zur Anbetung versammelt. Er bahnt sich einen Weg durch die Menge und stellt sich neben das Bild. Mit gespanntester Erwartung sehen Aller Augen auf den weißen Mann. Er bittet um Stille, deutet ernst mit dem Finger auf das Bild und ruft dem Volke zu:

„Er hat Augen, aber er sieht nichts!“ Dann deutet er auf die übrigen Körpertheile und spricht: „Er hat Ohren, aber er hört nichts!“ In diesem Augenblicke ruft ein Mann aus dem Volke, von der einleuchtenden Wahrheit ergriffen, aus: „Er hat Füße, aber er kann nicht davon laufen!“ Ein allgemeiner Jubel folgt diesen Worten, und die Brahminen stellen beschämt für diesmal den Götzendienst ein.

Wir haben bereits erwähnt, daß Thomas die Aufsicht über die Indigofabrik zu Moypal führte. Er, wie Carey, trieb neben diesem Amte das Missionswerk, wobei ihm seine ärztlichen Kenntnisse sehr zu Statten kamen. Den von ihm behandelten Kranken verkündigte er stets das Evangelium in eindringlichster Weise, oder er wandte sich an die Umstehenden und ermahnte sie, den Weg des Lebens zu betreten. Ich lasse hier eine Unterredung folgen, welche er mit einem Kranken gehalten hat. Fr. Dachtest Du in Deiner Krankheit auch an's Sterben? — Antw. Ich war ohne Lebenshoffnung, bis ich die Arzneien nahm. — Fr. Was wäre aus Dir geworden, wenn Du gestorben wärest? — Antw. Man hätte mich zum Sadulipur (einem Gangesarm, wo die Todten verbrannt werden,) gebracht. — Fr. Aber wie wäre es Deiner Seele ergangen? — Antw. Ich weiß es nicht. — Fr. Weißt Du es nicht? Du bekümmerst Dich so sehr darum, wie es Dir für kurze Zeit ergeht, und Dein ewiges Loos ist Dir unbekannt? — Antw. Was denkst Du davon? — Fr. Glaubst Du etwas Gutes gethan zu haben? — Antw. Wenn ich das bejahte, würde ich stolz scheinen, das möge ein anderer von mir sagen. — Fr. Gut, aber jeder Mensch denkt doch über sich selbst und sein eigenes Thun. — Antw. Ich weiß nicht, habe ich je etwas Gutes gethan oder nicht. — Fr. Gibt es aber Jemanden sonst in

der Welt, von dem Du es weißt? — Antw. Ja, Du hast Gutes gethan, als Du mich in der Krankheit besuchtest und heiltest. — Antw. Ich that nur meine Pflicht; aber Gutes thun um Gottes willen ist etwas Großes. Ein schlechter Mensch, ein Dieb, kann Kranke besuchen und heilen, man kann Gutes thun um aller Welt willen, ohne daß es für Gott geschieht. Aber wer ein schlechtes Herz hat, der kann nicht um Gottes willen Recht thun. Eine einzige Sünde verdirbt das ganze Herz, den ganzen Menschen. Wie kann also ein Sünder Gutes thun? Im Wort der Wahrheit steht geschrieben: „und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe, — der Liebe Gottes, — nicht, so wäre ich nichts.“ Wenn Dein Herz gut ist, dann bist Du gut und lebst gut. Aber warum wirst Du dann krank und mußt sterben? Krankheit und Tod sind Folgen der Sünde. Wenn Du nur einmal gesündigt hättest, so wärest Du so gewiß böse im Herzen, als man an der Frucht den Baum erkennt. Nun hat Dich aber Gott von den Pforten des Todes errettet und Dir Zeit gegeben zur Besserung. Was willst Du jetzt thun? Wenn Du versuchst, um Gottes willen Gutes zu thun, so wirst Du finden, daß es gegen Deine Natur geht, weil Du böse bist. Versuche, Dein Herz gut zu machen, und Du wirst dies noch schwieriger finden. Sieh den Büffel an, er frißt Gras, den Tiger, er frißt Fleisch; geh und laß den Tiger Gras und den Büffel Fleisch fressen; beides wirst Du leichter finden, als Dein böses Herz gut zu machen. Gott ist unendlich gerecht und heilig; was würde aus Deinen vergangenen Sünden werden, wenn es Dir gelänge, keine mehr zu begehen? — Ein Brahmine antwortete, man müsse so viel Gutes thun, als nöthig sei, um das begangene Böse auszulöschen. — Fr. Was heißt,

Gutes thun? heißt es nicht: nach Gottes Befehl leben? — Antw. Ja, aber man muß mehr thun, als befohlen ist. — Fr. Wenn ein Herr seinem Diener befiehlt, nach Mudnabatty zu gehen, und er geht nach Malda, wird er gelobt werden? Man darf nicht mehr und nicht weniger thun, als Gott gebeut, um Gutes zu thun. — Antw. Wahr, ganz wahr. — Fr. Ich gehe z. B. nach einem Duku (Laden) und kaufe Reis und Salz, bis ich dreißig Rupien schuldig bin. Jetzt gibt mir der Kaufmann nichts mehr ohne Geld, und ich zahle täglich, was ich hole. Wird dadurch meine alte Schuld getilgt? — Nach einigem Stillschweigen brach der Sprachlehrer des Missionars in die Frage aus: „O Sahib! Du hast oft gesagt, der Sünder müsse zu Christo kommen. Was ist das? Wie macht man das?" — Antw. Es ist etwas Geistliches, wunderbar und einfach zugleich. Weiß ein Mensch, daß er in sich selbst elend ist, schuldvoll, ohne Hoffnung und Hülfe, wenn er nun das Evangelium hört, und bei Christo, den es verkündet, Leben und Seligkeit sucht, — das heißt zu Christo kommen. Hoffen, Sehnen, Glauben, Trauen, — das heißt zu Christo kommen. Hören auf Christum als seinen Herrn und Erlöser, — das heißt zu Christo kommen. — Einer der vornehmsten Brahminen erklärte, das, was Thomas gesagt habe, sei sehr gut und mit den Schastra's übereinstimmend. Als der Missionar das bestritt, meinte er, wenigstens Ein Schastra sei ein gutes, wahres und heiliges Buch, und gerade dieses habe er im Auge. — Fr. Wie heißt das Buch? — Antw. Oggur Schastra. — Fr. Hast Du es bei Dir? — Antw. Nein. — Fr. Hast Du es zu Hause? — Antw. Nein. — Fr. Hast Du es nicht einmal und glaubst daran? Was würdest Du von meinem Glauben sagen, wenn ich keine Bibel hätte

und sie doch für Gottes Wort erklärte? — Nach weiterem Hin- und Herreden fragte Thomas, wie groß das Schastra sei. Er meinte, viel größer als das Gedicht Mahabharata, das achtzehn Bände zähle. Fr. Und wie viele seiner Bände hast Du gelesen? — Antw. Drei. — Es zeigte sich, daß der Heide sich seiner Religion zu schämen anfing. Zum Schluß erzählte der Missionar den Anwesenden folgende Geschichte: „Ich sah eines Tages einen ehrwürdigen Mann sitzen und seinen Koran lesen. Mit der größten Ehrfurcht und Andacht öffnete er das Buch, das in Tuch und Seide gewickelt war. Mit Bewunderung betrachtete ich jeden Blick, jedes Wort, jede Bewegung. Mit hörbarer Stimme hatte er einige Zeilen gelesen oder vielmehr gesungen, als ich ihn unterbrach und ihn bat, mir den Inhalt des arabischen Buches zu erklären. Das konnte er aber nicht, weil er bloß den Namen Gottes und von zehn Worten eines verstand. Als er fertig war, zog ich meine Bibel heraus, las und erklärte ihm das Gelesene. Endlich bot ich ihm an, ihm sein Buch abzukaufen. Aber er erwiderte: Nie werde ich den Koran verkaufen. Willst Du mir aber zehn Rupien schenken, so mache ich Dir ein Geschenk mit dem Koran. — Die eindringende Weise des Missionars Thomas blieb nicht ganz ohne Frucht, obgleich sie nicht in sichtbaren Erfolgen hervortrat. Im Jahre 1796 schreibt er selbst von Moypal aus: „Wir haben Ursache, Gott zu preisen, weil die Kraft und Wirkung des Wortes sich an einigen unserer Zuhörer verspüren läßt. Aber es ist mehr noch, wie das Schwanken des Geistes Gottes auf dem Wasser, als wie die einzelnen Schöpfungs-Tagewerke. Mein Pundit macht Fragen, vergießt Thränen und fordert Bücher. Von Dinagepore haben wir Briefe erhalten, die Hoffnung geben und

zeigen, daß die Schreiber nicht gleichgültig gegen das Evangelium sind, wenn sie gleich nur Mohun Chund*) haben reden gehört; der Herr erhört die Gebete unserer Brüder in England und gedenkt seiner ewigen Barmherzigkeit, durch die er Seelen erweckte. Ich, der ich vor Kurzem mich fürchtete, zu den Eingebornen zu reden, sehne mich nun nach diesem Berufe; die Predigt ist mir zur Erquickung und strömt mir voll vom Herzen. Unsere Versammlung wächst; am Tage des Herrn sehen wir die Hindus von allen Seiten über das Feld herkommen, um das Wort Gottes zu hören, und gestern am Markte, der zweimal in der Woche unter einem großen Baume in der Nähe meiner Wohnung gehalten wird, fragten viele Fremde, ob ich nächsten Sonntag predigen werde und bezeugten ihr Verlangen, mich zu hören. Zwei meiner Zuhörer würden mir viel Hoffnung geben, wäre ich nicht schon so oft getäuscht worden. Einer ist ein blinder Brahmine, der vor sechs Monaten ärztliche Hülfe bei mir suchte, der aber inzwischen sein Augenlicht völlig verlor. Er lebt hier in einer Hütte, hört beständig die Predigt und versichert, Tag und Nacht zu Jesu Christo zu beten. Bin ich einmal am Sonntag abwesend, um irgendwo sonst zu predigen, so kommt er, sein Bedauern auszudrücken, daß er heute das Wort Gottes nicht habe hören dürfen. Einmal sagte er mir im Laufe einer Unterredung: Ich bin ein Knecht Christi in meinem Herzen. — Aber, versetzte ich, wenn Jesus käme und dein Mittagessen anrührte, so würdest Du es wegwerfen und keinen Bissen mehr essen. Was würdest Du denken, wenn ich jetzt von Hause wegginge, und befähle meinem Knechte, eine halbe Kufe Indigo auszulassen, mit

*) Ein eingeborner Schüler des Missionars.

der Bemerkung, es sei Alles verdorben, wenn er den Indigo länger als eine halbe Stunde stehen lasse, wenn ich den Diener nochmals daran erinnerte, warnte und bäte und dann ginge, wenn ich nach langer Zeit zurückkäme und den Indigo noch stehen und ganz verdorben fände? Ich würde den Diener rufen und fragen: warum hast Du nicht gethan, was ich Dir sagte? Er aber würde antworten: O Herr, in meinem Herzen habe ich es gethan, in meinem Herzen bin ich Euer getreuer Knecht; darum entschuldigt doch das Aeußere. — O Brahmine! Jesus Christus erklärte deutlich, daß an Seinem großen Tage Viele sagen werden: Herr, Herr! aber nicht sie, sondern die den Willen Gottes thun, werden in's Reich Gottes eingehen. Er sagt: wer nicht Alles verläßt und verleugnet und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein. Auf diese Worte ging der Brahmine betrübt davon. Er kommt immer wieder und fragt, aber ich fürchte, die große Tiefe ist noch nicht in ihm aufgegangen." Im Jahr 1797 wurde ein Hindu durch den Stoß eines Büffels lebensgefährlich verwundet. Als Thomas ihn verband, nahm er die Gelegenheit wahr, den vor dem Hause des Sterbenden Versammelten eine ernste Predigt zu halten. „Was wird aus Euch, wenn ihr sterbet?" — „Wir gehen zu Gott." — Zu Gott? könnt ihr vor den Radscha von Dinagepore treten? wird er euch mit Freuden empfangen? — „Nein, nein, wir können nicht." — „Wie aber vor Gott, der heilig ist, während Ihr Sünder seid, Ihn nicht gekannt habt? Er hat gesagt: jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in's Feuer geworfen werden, in's Feuer, das nicht verlischt. Die Schmerzen des armen Mannes da drinnen werden bald vorüber sein, aber in der Hölle ist keine Ruhe, kein Ende

der Schmerzen und Qualen. Denkt Ihr, Gott werde Eure Sünden strafen?" — „Wir wissen es nicht." — „Nicht? wenn ein Räuber in der Nacht Euch überfiele, plünderte, Weiber und Kinder mordete und davon ginge, wenn er ergriffen und vor den Richter geführt würde, wäre es recht, ihn nicht zu strafen?" — „Nein, ein rechter Richter muß die Uebelthäter strafen." — „Also wird auch Gott Euch strafen, denn Ihr seid böse, und Er ist heilig."— „Wir wissen nicht, was Er ist, wir haben Ihn nicht gesehen." — „Wohl, mit den leiblichen Augen nicht, aber Ihr seht Seine Werke und so könnt Ihr Ihn kennen. Wenn ein neuer Radscha nach Dinagepore käme, den Ihr nie gesehen hättet und die Fluth würde Eure Ernte vernichten, der Radscha aber schickte seine Diener, um Euch wohlzuthun, die Steuern nachzulassen, Nahrung zu geben, würdet Ihr sagen: wir wissen nichts von ihm, wir haben ihn nicht gesehen? Gott hat mehr für Euch gethan. Ihr seid Alle Seine Schuldner, Er gibt Euch Regenwolken, Eure Felder zu wässern, Er läßt Euch Alles genießen. Hat Er Euch nicht viele Jahre lang erhalten und Ihr wißt Nichts von Ihm? Seht Ihr nicht diesen Himmel, diese Erde, die Werke seiner Hände? Euren eigenen Leib?" — „Wir sind keine Menschen." — „Was denn? Seid Ihr Hunde? Seid Ihr Schakale? könnt Ihr nicht reden? seid Ihr nicht Menschen, wie ich? Die Arzeneien, die mich heilen, die heilen Euch auch, was mich tödtet, das tödtet Euch auch! Ihr werdet immerdar leben. Eure Leiber sterben, aber Eure Seelen nicht. Sie gehen in den Himmel oder in die Hölle u. s. w."

Nachdem Thomas sein Amt als Fabrikaufseher zu Moypal verloren hatte, ließ er sich in Nuddea, der berühmten brahminischen Universität am Huglyflusse, nieder.

Auch hier war seine Arbeit nicht ohne Segen. Später vereinigte er sich mit Carey und den übrigen Missionaren in Serampore zu gemeinsamer Thätigkeit.

Blicken wir zurück auf die ersten Jahre der Baptistenmission in Bengalen, so scheint sie uns fast erfolglos zu sein. Aber das war sie nicht. Sie war allerdings bis jetzt nur eine Vorbereitungsarbeit gewesen, und als solche müssen wir sie beurtheilen. Die Heiden hatten in den Missionaren Christen ganz anderer Art kennen gelernt, als wie sie ihnen in den meisten Europäern entgegen getreten waren. Die brittische Regierung hatte ihren Argwohn gegen die Missionare fahren lassen und die Ueberzeugung gewann immer mehr Raum, daß die Predigt des Evangeliums durchaus nichts mit den politischen Dingen des Landes zu thun habe. Der Same des Wortes Gottes war in manches Heidenherz gefallen, wie viel davon Frucht getragen hat, wird die Ewigkeit offenbar machen. Ein großer Segen dieser ersten stillen Missionsarbeit war die Bibelübersetzung in das Bengalische und die Anlegung einer Buchdruckerei, aus welcher später tausende heiliger Schriften und christlicher Tractate hervorgegangen sind. Carey's Aufmerksamkeit war überdies auch auf andere Dialekte des Landes gerichtet und die mit großem Fleiß von ihm gepflegten Sprachstudien kamen später den Uebersetzungsarbeiten zu Gute. Thomas sowohl als Carey sind beim Blick auf die zurückgelegte Bahn voll Lobes und Dankes für alle Gnade, welche der Herr an ihnen erwiesen. „Was ist unser Erfolg?" fragt der Erstgenannte, und er antwortet: „Einige sagen, gar Nichts; Andere meinen: es ist noch nicht Zeit; noch Andere: ihr werdet nie Erfolg haben; ja manche lachen über unsere Arbeit und bedauern die Gesellschaft in England.

Wir selbst wissen, daß, wenn der Herr nicht das Haus bauet, umsonst arbeiten, die daran bauen; wenn der Herr nicht die Hindernisse wegräumt, die Plane macht und die Mittel darreicht, alles umsonst ist. Ist ein Grund gelegt? Ach, bei diesem Werke ist ein Vesuv aus jedem Herzen wegzuschaffen. Wir haben im Schutt gearbeitet, und da jetzt die Bausteine vor uns liegen, kümmern wir uns wenig um das Geschwätz der Leute und wissen, daß unser Baumeister zu weise ist, um mit so vielem Aufwand von Blut und Geld die Materialien herbeizuschaffen, wenn Er nicht bauen will. Was ist unser Erfolg? Einiger Schutt ist weggeschafft, der Grund zugerichtet, das Wort des Lebens ist übersetzt, ein Theil davon gedruckt, der täglich unter die Leute geht. Die Leute haben Begierde darnach, die Salbung des Herrn ruht auf den Missionaren, besonders seit Kurzem, Zeiten der Erquickung vom Angesicht des Herrn kommen häufig und halten länger an. Sechs Personen haben die heilige Taufe empfangen. — Was ist unser Erfolg? Wer kann das sehen, da erst ein Senfkörnlein aufsproßt? Eine Glaubensthür ist geöffnet, die Niemand zuschließen kann. Wer kann sagen, wie göttlich durchdringend dieser Sauerteig ist und wie weit er jetzt schon wirkt? Viele regen sich, Gebein an Gebein. Preis sei dem allerhöchsten Gott dem Herrn Himmels und der Erden! Amen."

Drittes Kapitel.

Die Missionsthätigkeit zu Serampore bis zum Jahre 1827.

Ich will Wasser in der Wüste und Ströme in der Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten. Jes. 43, 20.

Durch die Niederlassung in Serampore wurde Carey seinem ursprünglichen Missionsberufe ausschließlich wiedergegeben. Zwar hatte er desselben bisher nie vergessen, allein die Pflichten seines Amtes als Fabrikaufseher hinderten ihn doch häufig, sich denselben so zu widmen, wie es seines Herzens Wunsch war. Die Aussicht, von jetzt an alle seine Zeit und Kräfte in den Dienst des Herrn stellen zu können, erleichterte ihm den Schmerz der Trennung von so manchem hoffnungsreichen Heiden seines bisherigen Wohnortes und ließ ihn die nicht unbedeutenden Verluste vergessen, welche mit dem Abzuge von Kidderpore verbunden waren. Auch die größeren Ausgaben, welche der Mission durch ihre Verlegung nach dem theuern Serampore erwuchsen, schlug er beim Blick in die Zukunft nicht hoch an, er hoffte, der Herr werde Mittel und Wege zu ihrer Bestreitung finden. Als er mit Frau und Kindern in seinem neuen Wohnorte eintraf, fand er seine Mitarbeiter Marshman, Ward und Brunsdon, — Missionar Grant war kurz nach seiner Ankunft im Jahre 1799 entschlafen, — voll eifrigen Verlangens, bald thätig in die Missionsarbeit einzutreten. Er durfte sich um so mehr den besten Hoffnungen hingeben,

als er in den neuangekommenen Brüdern Männer „von rechtem Missionsschlage“ kennen lernte, namentlich zeichnete sich Marshman durch besondere Begabung für das Werk der Heidenbekehrung aus. „Da sichtbarlich Gottes Hand uns hierher geführt hat,“ schreibt Carey in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Serampore, „so glaube ich auch, daß seine Huld mit uns sein und unsere Arbeiten segnen wird.“ In diesem Glauben wurde das Werk begonnen. Die erste Zeit wurde von der Sorge um die äußeren Einrichtungen in Anspruch genommen. Es wurde ein Haus angekauft, in welchem sämmtliche Glieder der Mission ihr Unterkommen fanden und wie eine glückliche Familie lebten. Besonders wohlthuend war den Brüdern die Freundlichkeit des Gouverneurs, der es ihnen an Rath und Unterstützung nicht fehlen ließ. Seinem Beispiele folgten auch andere dänische Einwohner, so daß sich bald eine kleine Gemeinde von Europäern um sie sammelte, unter denen sich ein Offizier befand, welchen Carey einen zweiten Obersten Gardiner nennt. Immer klarer wurde es den Missionaren, daß der Herr ihre Schritte sichtbar gelenkt und sie an den Ort geführt habe, wo sie unter dem Schutze der dänischen Regierung ungehindert ihren Arbeiten sich widmen konnten. „Manches klärt sich uns bereits auf,“ schreibt Carey am 14. Januar 1800, „was zuvor so dunkel und räthselhaft vor unseren Augen stand. Wären wir zu Mudnabatty geblieben, so würde sicherlich die brittische Regierung bei dem ungerechten Argwohn, den sie gegen uns und unser Werk hat, Alles gethan haben, um die Aufrichtung einer Druckerpresse daselbst zu verhindern; auch würden die Hindernisse, die Druckmaterialien dorthin zu schaffen, fast unüberwindlich gewesen sein. Obgleich unsere Versetzung nach hier mit

bedeutendem Geldverluste verbunden ist, so wird doch im Ganzen der gewonnene Vortheil den Nachtheil weit überwiegen. Schon haben wir an 300 Exemplare des Evangeliums Matthäi in Umlauf gesetzt; der Druck des Neuen Testaments rückt rasch vorwärts, und er wird vollendet sein, noch ehe dieser Brief in Eure Hände kommt.“ Nachdem die Missionare sich im Aeußeren eingerichtet hatten, griffen sie mit frischestem Muthe die Arbeit an. Die errichtete Druckerpresse war unausgesetzt thätig, und lieferte eine große Anzahl heiliger Schriften und christlicher Flugblätter. In der Stadt wurde eine bengalische Freischule errichtet, welche nach wenigen Monaten von fünfzig Kindern besucht wurde. Neben der Schriftenverbreitung wirkten die Missonare durch mündliche Verkündigung des Wortes in der Stadt und Umgegend. Die Seele dieser vielfach verzweigten Thätigkeit war Carey, dessen reiche Gaben ihn in besonderer Weise zum Vorsteheramte befähigten. Ein Schreiben der Missionare vom 10. Oktober 1800 führt uns in die Einzelnheiten der Missions-Anfänge in Serampore ein: „Br. Carey hält jede Woche fünf bis sechsmal besondere Ansprachen an die Eingebornen, außer den vielfachen Unterredungen, die er täglich mit ihnen hat. Wir haben eine Anzahl evangelischer Gesänge in bengalischer Sprache gedruckt, welche ein Hindu, Ram Boschu, verfertigte, um seine Landsleute in die Bibel einzuleiten. Auch eine Ansprache an die Laskaren (muhamedanische Seeleute) ist unter der Presse, welche Br. Pearce ausgefertigt hat, und die ein nützliches Schriftchen für Muhamedaner ist. Noch eine andere kleine Schrift von Ram Boschu ist in der Presse, welche die Thorheit und Gefahr des hinduischen Götterdienstes auseinandersetzt. Diese Schrift ist besonders gegen die Brahminen gerichtet und gleicht den don-

nernden Flugschriften, welche im Zeitalter der Reformation gegen die faule, unwissende und fleischliche Priesterschaft Rom's gerichtet waren. Wir hoffen auch, mit dem Druck der neutestamentlichen Schriften innerhalb kurzer Zeit fertig zu werden, da derselbe schon bis zur Apostelgeschichte vorgerückt ist. Mehrere Europäer in unserer Gegend haben auf ein Exemplar dieses Neuen Testamentes mit 20 Gulden zum Besten der Mission unterzeichnet. Wir thun, was in unsern Kräften liegt, um die Ausgaben des Druckes zu vermindern, aber immer werden sie beträchtlich sein. — Auf diese Weise suchen wir unter tausend Schwierigkeiten und Kämpfen die Materialien für den Tempel des lebendigen Gottes in diesem Lande vorzubereiten. Manche gehen an uns vorüber und spotten unseres Versuches; dennoch ruht unsere Hoffnung auf Gott. Könnten Sie uns bisweilen sehen, wie wir von unsern Predigerwanderungen auf den Dörfern umher nach Hause zurückkehren, so würden Sie wohl uns auch fragen: Was sind das für Dinge, die ihr mit einander redet auf dem Wege und seid traurig? Bald nennt der Eine von uns einen ermunternden Umstand, der ihm in die Hände kam, bald führt der Andere ein Wort der Verheißung an, dann versucht der Dritte einen ähnlichen Fall aus seiner Erfahrung zu machen, und so suchen wir uns mitten unter den fürchterlichen Bollwerken, welche der Fürst der Finsterniß um uns her aufgeworfen hat, zum Muth und zum Vertrauen auf den Herrn unsern Gott zu erwecken. Vielleicht nie zuvor fand in diesem finstern Lande ein solches Zusammenwirken falscher Grundsätze statt wie gegenwärtig, und diese Grundsätze sind so trefflich auf den Geschmack des fleischlich gesinnten Menschen berechnet, daß der Sünder unter lauter süßen Tönen in seinen Sklavenketten eingewiegt

wird. — — Das Religionssystem der Hindus befindet sich mit den schlichtesten Grundsätzen der gesunden Vernunft so sehr im Gegensatz, und in den Religionsbüchern desselben werden so viele gellende Widersprüche angetroffen, daß sich mit Recht erwarten läßt, eine auch nur mäßige Stufe allgemeiner Erkenntniß, wenn sie einmal unter dem Volke verbreitet ist, werde eine bedeutende Wirkung hervorbringen. Der beste Weg hierzu liegt darin, daß Hindu-Jünglinge selbst zu christlichen Lehrern ihres Volkes herangebildet werden. Nichts steht der allgemeinen Verbreitung des Evangeliums im brittischen Indien noch im Wege, als die Hemmung, welche die Regierung selbst bis jetzt der Verbreitung desselben entgegengestellt hat. Die milde und freundliche Regierung, unter der wir leben, ist geneigt, uns bei allen mit Vorsicht geführten Unternehmungen zu beschützen. Wirklich scheint auch das Zutrauen mit jedem Tage zu wachsen, womit uns die Eingebornen entgegenkommen. Unsere gedruckten Bücher und Blätter nehmen sie mit großer Begierde an, und wir sind es gewiß, daß diese weit umher gelesen werden. Der Eine sagt, er habe sein Buch einem entfernten Freunde zum Lesen geliehen; ein Anderer begegnet uns auf dem Wege und sagt uns ganze Stellen her, die er aus unsern Schriften auswendig gelernt hat, ein Dritter will Fehler gefunden haben in dem, was er gelesen hat. Die Brahminen legen indessen großes Mißfallen über unser Predigen und Drucken zu Tage und einige fangen an, zu merken, daß wir gekommen sind, um ihrem Gewerbe mit den Menschenseelen ein Ende zu machen. Ueberhaupt läßt sich unter dem Volke eine günstige Stimmung für Verbesserung wahrnehmen. Der Handel hat neue Gedankenreihen und neue Bestrebungen angeregt, so daß Hunderte gern die

englische Sprache lernen würden, wenn sie dies nur unentgeltlich thun könnten. Wir hoffen, dies in kurzer Zeit bewerkstelligen zu können, und so wird unsere Sprache das gesegnete Mittel sein, christliche Kenntnisse unter dem Volke auszubreiten. — Die Zahl der Kinder, welche unsere bengalische Freischule besuchen, beläuft sich auf fünfzig Schüler, welche meist sehr jung sind. Jedoch versuchen wir es, so bald ihre Verstandeskräfte sich zu entwickeln beginnen, die Wahrheit des Evangeliums ihren zarten Gemüthern einzuprägen. Mehrere Eingebornen haben sich auch schon darüber beschwert, daß wir die Gemüther ihrer kleinen Kinder vergiften." — In den ersten Jahren fand die merkwürdige Bekehrung des Hindu Krischna statt, welche bald darauf die seines Freundes Gokul nach sich zog. Missionar Thomas hatte ihm das Schulterbein eingesetzt und dadurch war er in die erste Berührung mit den Missionaren gekommen. Wie er, so trugen auch sein Weib und einige andere Familienglieder das Verlangen, in die christliche Kirche aufgenommen zu werden. Anders stand es mit Gokul's Familie. Als er seiner Frau den Wunsch, ein Christ zu werden, eröffnete, gerieth sie in die größte Aufregung; sie machte ihm die bittersten Vorwürfe, verließ ihn und kehrte in ihr elterliches Haus zurück. Als Carey einmal mit Krischna's Familie über die Gnade in Christo sprach, erklärten sie, sie seien bereit, ihre Kaste zu verlassen und Alles, was sie besäßen, für den Heiland hinzugeben. „Gokul, Krischna und seine Familie", meldet Carey am 18. Dezbr. 1800, „machen uns viel Freude; doch können wir uns nur mit Zittern freuen, weil das Herz des Menschen so trügerisch ist. Der Name Christi erregt bei vielen Hindu's große Erbitterung; sie laufen plötzlich davon, sobald er genannt

wird, und sprechen Schimpf und Lästerung über denselben aus. Dies halten wir indessen für ein gutes Zeichen, denn erst noch vor kurzer Zeit zeigte sich kein Widerstand, weil die Leute alle schliefen." Auch die Erweckten hatten von ihren heidnischen Volksgenossen mancherlei Verfolgung zu leiden. Sie ließen sich aber dadurch nicht irre machen, besonders zeigte Krischna eine bewundernswerthe Standhaftigkeit im Glauben. Am 22. Dezbr. 1800 war der für die Mission in Serampore wichtige Tag, an welchem die erste Tauffeier stattfand. Carey schreibt in seinem Tagebuche: „Gokul und Krischna haben heute ihrer Kaste den Abschied gegeben und wünschen mit den beiden Frauen heute Abend zu kommen, um durch die Taufe der Gemeinde Christi einverleibt zu werden. Wirklich trafen auch beide, sowie das Weib und die Schwester Krischna's, bei uns ein und wurden von uns zuerst über ihren Glauben an Christum geprüft. Sie erklärten sich alle sehr offen und herzlich über ihren Glauben an Christum und ihr sehnliches Verlangen, mit ihm vereinigt zu werden. Bald machte die Sache großes Aufsehen in der Stadt, und es ward eine gerichtliche Untersuchung über die guten Leute angestellt, welche jedoch fest bei ihrem Beschlusse beharrten, daß sie durch die Taufe der Gemeinde Jesu einverleibt zu werden verlangen. Besonders kam Gokul's Weib herbei, um das Letzte zu versuchen, ihren Mann zum Glauben der Väter zurück zu bringen, aber vergeblich. Wir zogen nun mit einander an die Ufer des Flusses hinaus, wo eine große Volksmenge, Hindus, Muselmänner, Portugiesen, Griechen und Armenier versammelt waren; und nachdem ich eine ernste Ansprache an sie und die Täuflinge gehalten hatte, wurden sie nebst den Töchtern des Krischna im Wasser des Flusses unter feierlicher

Stille auf den Namen des Dreieinigen Gottes zu Gliedern der Gemeinde Jesu geweiht.“ Krischna konnte das in seiner Seele aufgegangene Licht nicht unter den Scheffel stellen. Was er im Glauben gefunden, das bezeugte er seinen Landsleuten freudig und unverzagt. Er that es in so einfacher, kindlicher Weise, daß die Brüder daran ihre herzliche Freude hatten. Carey beschreibt dieselbe in einem Briefe vom 15. Juli 1801 also: „Die Art, wie unsere neubekehrten Freunde ihren Landsleuten das Evangelium empfehlen, ist sehr lieblich. Sie sprechen von der Liebe, womit Christus sein Leben für uns dahin gegeben hat, und diese Liebe scheint ein und alles bei ihnen zu sein. Ihre Unterhaltungsweise mit Andern ist etwa folgende: Ei, Krischna, sagt ein Nachbar, Du hast allen Gewohnheiten Deiner Voreltern den Abschied gegeben, wie kommst Du dazu? — Krischna antwortet: Habe nur einen Augenblick Geduld, lieber Nachbar, und ich will Dir Alles sagen. Ich bin ein großer Sünder. Ich versuchte beim Hinduglauben Ruhe zu finden für meine Seele, und that Alles, was Eure Religion vorschreibt, aber es half Alles nichts. Später hörte ich von Christus; er sei Mensch geworden, habe Alles für uns gethan und am Ende sogar sein Leben für die Sünder geopfert. Ich dachte: welche Liebe ist doch das! und hier erwählte ich meine Ruhestätte, und es ist meinem Herzen wohl geworden. Ich habe den Frieden mit Gott gefunden. Nun urtheile einmal selbst, lieber Nachbar, hat je einer eurer Götter solche Liebe euch erzeigt? Ist Durga, ist Kali, ist Krischna für die Sünder gestorben? Du weißt es, sie haben immer nur sich selbst gesucht und keine Liebe für Andere gehabt. — Dies ist die einfache Weise, wie sie ihre Landsleute zur Rede stellen, und keiner derselben kann darauf

antworten. Sie können nur spotten, und dies ertragen sie mit Geduld." — Der ersten Taufe folgten im Anfange des Jahres 1801 noch mehrere andere; die Brüder konnten sich über die schönen Bekenntnisse, welche die Neubekehrten ablegten, herzlich freuen.

Indessen war der Druck der bengalischen Uebersetzung des Neuen Testamentes vollendet (7. Febr. 1801), und damit der Missionsthätigkeit ein nicht hoch genug anzuschlagendes Hülfsmittel geboten. Wie Boten Gottes durchzogen die Exemplare das Land, und fanden auch da, wohin der Fuß der Missionare nicht reichen konnte, Eingang. Daneben war die Missionspresse unausgesetzt thätig, kleinere Traktate und Flugblätter zu liefern, welche den heidnischen Aberglauben bekämpften oder die christlichen Wahrheiten darstellten. Mancher Heide ist durch sie veranlaßt, nach seiner Seligkeit zu fragen und in nähere Verbindung mit der Seramporemission zu treten. Für Carey hatte diese Uebersetzung die Folge, daß er an dem eben errichteten Collegium zu Fort William bei Calcutta, welches die jüngeren Civilbeamten des brittischen Indiens in einem dreijährigen Studienkursus für ihren Beruf vorbereiten sollte, eine Anstellung als Lehrer der bengalischen und Sanskrit-Sprache fand. Dieses Amt, welches ihn nur wenige Stunden seinem eigentlichen Missionsberufe entzog, war von der größten Wichtigkeit. Nicht nur fand er durch dasselbe die nothwendigen Subsistenzmittel, sondern er konnte nun auch unmittelbar auf die künftigen Beamten einwirken und die günstigere Stellung der Regierung zur Missionsthätigkeit vorbereiten helfen. Das Wohlwollen, welches der General-Gouverneur Lord Wellesley den Missionaren zuwandte, war die nächste Folge von Carey's neuem Berufe. Wie er in denselben einge-

treten ist, das mag er uns selbst erzählen. „Die Anstalt verdient die vollkommenste Billigung, wohl aber kam es mir nie in den Sinn, daß mir eine Lehrstelle bei derselben angetragen werden würde. Herr Prediger Brown, erster Regierungskaplan, ist Vorsteher derselben, und sein Statthalter ist Herr Prediger Claudius Buchanan. Zu meiner großen Verwunderung wurde ich aufgefordert, den Beruf eines Lehrers der orientalischen Sprachen in derselben zu übernehmen. Meine Brüder waren um verschiedener Gründe willen der Meinung, daß ich den Ruf annehmen sollte, sofern mich derselbe an meiner Missionsarbeit nicht stören würde. Ich selbst fühle mich unfähig, eine solche Stelle mit Würde und Tauglichkeit einzunehmen, und fand deswegen für nöthig, meine Bedenklichkeiten in diesem Stück ehrlich darzulegen; allein die Vorsteher der Anstalt glaubten, daß ich es unbedenklich thun solle, und daß das Missionswerk dabei keineswegs leiden würde. Mit Furcht und Zittern willigte ich nun ein, und wurde deshalb dem General-Gouverneur Lord Wellesley, als Patron des Collegiums, vorgestellt. Diesem sagten sie nun in meiner Gegenwart, ich sei mehr als sieben Jahre als Missionar im Lande gewesen, und als Missionar zu dieser Stelle berufen. Der Gouverneur machte die einzige Frage, ob ich es mit dem Staate wohl meine und im Stande sei, die Pflichten dieses Amtes zu erfüllen, worauf Herr Buchanan zur Antwort gab, daß er mich im entgegengesetzten Falle nie in Vorschlag gebracht haben würde. Ich muß mich wundern, wie die Leute eine so günstige Meinung von mir haben können; meine Liebe zum Lande ist treu und redlich, aber meine Tüchtigkeit zu diesem Berufe ist mir sehr zweifelhaft. — Bei dieser Anstellung konnte ich mir nicht verbergen, daß

mir ein wichtiger Beruf anvertraut wurde, und daß mir für denselben nicht die geringsten literarischen Vorarbeiten zu Gebote stehen. Ich habe mich daher unverweilt an's Werk gemacht, eine bengalische Grammatik zu verfertigen, welche bereits zur Hälfte gedruckt ist. Unsern in indischer Literatur wohl erfahrenen Ram Boschu veranlaßte ich, die Geschichte eines ihrer früheren Könige in's Bengalische zu übersetzen, die gleichfalls sich bereits in Druck befindet. Diese ist die erste Schrift in Prosa, welche je in bengalischer Sprache geschrieben worden ist. Ebenso hat unser Pundit eine Sammlung von Sanskritfabeln in's Bengalische übersetzt, welche mit Hülfe des Sanskritwörterbuchs von Forster die erste Bahn zum Lesen ihrer poetischen Schriften bahnen wird. Ich habe 13 Schüler in meiner Classe und mit denselben am 4. Mai den Anfang gemacht. Auch die Sanskritsprache habe ich in der Anstalt zu lehren, und bereite mich jetzt darauf vor, indem ich eine Grammatik dieser Sprache und ein Wörterbuch ausfertige, an welchem ich schon seit ein paar Jahren gearbeitet habe." — Der Vortheil, welcher der Mission aus der freundlicheren Stellung der britischen Regierung erwuchs, mußte um so höher angeschlagen werden, als Serampore in Folge des europäischen Krieges im Mai 1801 in die Hände der Engländer fiel. Je mehr das Evangelium an den Herzen der Heiden seine Macht bewies, desto feindseliger stellten sich die Brahminen und die abergläubische Masse des Volkes gegen die Missionare, welchen jetzt der Schutz der weltlichen Gewalten höchst erwünscht sein mußte. Den heidnischen Fanatismus zeigt folgende Begebenheit. Krischna's älteste Tochter Golok war nach heidnischer Sitte noch als Kind mit einem Hindu verlobt worden. Als dieser sie zur Ehe

forderte, erklärte sie, niemals einem Heiden ihre Hand reichen zu wollen und zu können. Als sie am 10. April 1801 sich nicht weit von der väterlichen Wohnung befand, wurde sie plötzlich von zwei Männern, darunter ihr früherer Verlobter, überfallen und entführt. Auf ihre Hülferufe jagt der Vater ihnen nach, er erreicht sie glücklich, wird aber von den Verfolgten so furchtbar geschlagen, daß er die weitere Flucht nicht hindern kann. Golok wird von den Entführern nach Calcutta gebracht. Von einem Polizeiposten, an welchem ihr Weg vorbeiführt, werden die Fliehenden auf Golok's Ruf angehalten. Das arme Mädchen erklärt vor dem Beamten: „Ich hörte von der Liebe Jesu Christi und von seinen Leiden, und diese Dinge ergriffen mein Herz. Ich bin nun aus eigener Wahl eine Christin und will nicht mit diesem Manne gehen.“ Der Beamte versprach der Bedrängten Schutz wegen ihres christlichen Bekenntnisses, allein er hatte nicht die Macht, sie aus den Händen ihres Entführers zu befreien. Golok blieb zu ihrem und ihrer Familie Schmerz die Gattin eines Götzendieners. Nicht lange nachher besuchte Carey mit Krischna Calcutta. Er redete zu Golok ernste Worte und verkündigte dann der vor dem Hause versammelten Heidenschaar das Evangelium. Nach einigen Worten hörte er aus der Menge heraus den Ruf: „Ein Schurke! ein Schurke!“ Er merkte, daß man nichts Gutes beabsichtige und hielt es für gerathen, sich in seinen Palankin zurückzuziehen. Als er den Ort verlassen wollte, widersetzte sich der Pöbelhaufe, unter dessen Händen er den Tod gefunden haben würde, hätte nicht seine Unerschrockenheit ein Entkommen möglich gemacht. Auch Krischna hatte um seines Glaubens willen viele Verfolgung zu leiden.

Sein ganzes Vermögen wurde ihm geraubt, er wurde aus seinem Hause vertrieben und mit den schändlichsten Lästerreden verfolgt. Er trug das Alles in Geduld, dabei blieb er in Demuth und Fleiß bei seinem Handwerke als Zimmermann. Als die Heiden ihn einmal höhnisch fragten, wie viel Rupien er für seine Taufe erhalten habe, antwortete er: „Ich habe gewichtigere Gründe als Rupien,“ und dann sprach er von der Gnade seines Heilandes. Sein Glaubensmuth zog auch seinen früheren Gefährten Gokul, der vor der Verfolgung zurückgewichen war, wieder herbei.

Die erwachte Feindschaft der Heiden betrachtete Carey als ein göttliches Siegel für das Missionswerk. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß alle Leiden der gedeihlichen Entwicklung der Mission dienen müßten. Tief aber wurde er gebeugt, als der Tod in die Reihen seiner Mitarbeiter trat. Miss. Fountain war bereits entschlafen, ihm folgte am 3. Juli 1801 Miss. Brunsdon, bald darauf am 13. October ging auch Miss. Thomas in seine Ruhe ein. Je weiter sich die Thätigkeit der Brüder ausdehnte, desto fühlbarer waren die Lücken, welche die Entschlafenen hinterließen. Eine große Freude jedoch war es für Carey, seine beiden Söhne für das Missionswerk heranwachsen zu sehen. Die Hinterbliebenen setzten ihre gesegneten Arbeiten ununterbrochen fort. Täglich redeten sie in den Straßen Serampore's mit den Heiden, ohne durch das Geschrei des Pöbels sich beirren zu lassen; in der Freischule genossen an 50 Kinder Unterricht. Die erste Auflage der Uebersetzung des Neuen Testamentes fand schnelleren Absatz, als erwartet werden konnte, und Carey hatte vollauf zu thun, die Vorbereitungen zum zweiten Drucke zu treffen. „Von allen Seiten,“ schreiben die Missionare am 16. Juli 1802, „und

aus den entferntesten Gegenden kommen eine Menge Menschen zu uns, um neue Testamente und Traktätchen zu haben, gewöhnlich mit dem Ersuchen, eine Reise zu ihnen zu machen. Nach unserer Uebersicht finden wir, daß wir schon an 500 Neue Testamente an die Eingeborenen weggegeben haben, und fast täglich kommen noch neue, welche dasselbe begehren. Zudem haben wir einige tausend Traktätchen von der Erlösung durch Christum und wider die Irrthümer der Hindus und Muhamedaner unter sie ausgesäet. Obschon wir eine Zeit her durch die regnerische Jahreszeit zu Hause gehalten sind, so haben wir doch die Hände beständig voll zu thun. — Das Licht, welches über dieses Land schon ausgebreitet ist, thut mancherlei Wirkung. Die Brahminen hassen es von ganzem Herzen, und diesen Haß legen sie fast in allen Unterredungen mit dem Volke an den Tag. Die niederen Volksklassen sind die abhängigen Sklaven der Brahminen, und daher weder geneigt noch fähig, selbst nachzudenken und zu urtheilen. Hingegen hat bei vielen Personen von der Schreiber-Kaste und bei solchen, die gewohnt und fähig sind, selbst zu untersuchen, das Evangelium einen erfreulichen Eingang gefunden. Dabei hat die göttliche Vorsehung so vorgearbeitet, daß es eine große Anzahl Menschen in diesem Lande gibt, die weder die Hindugötter noch den Muhamed mehr achten, dagegen Ehrfurcht und Gefühl für den wahren Gott haben und eine Offenbarung seines Willens von irgend einem Orte her erwarten. — Die Kasten sind noch immer das größte Hinderniß des Evangeliums, und der Gedanke, aus seiner Kaste ausgestoßen zu werden, ist ein Löwe auf dem Wege für alle die, welche noch keine Ueberzeugung von dem Christenthum haben. Doch haben wir Ursache, Gott zu danken, daß sich unter unsern Neu-

bekehrten keine befinden, als solche, die um des Evangeliums willen ihre Kaste aufgeopfert haben: auch freuen wir uns, daß diese Ketten nicht in der Kirche Gottes rasseln, sondern daß der Sohn Gottes unsere geliebten Hindu, wie wir zuversichtlich hoffen, frei gemacht hat. Wir haben auch eine Freischule errichtet, welche in drei Classen getheilt ist. In der ersten Classe werden in bengalischer Sprache die ersten Grundlehren der christlichen Religion gelehrt. Hernach soll ihnen hier auch in den Anfangsgründen der Geschichte, Geographie, Astronomie rc. Unterricht gegeben werden. In der zweiten unterrichten zwei andere Lehrer im Lesen und Schreiben sowohl der englischen als bengalischen Sprache. Die dritte Classe besteht aus Kindern, welche nur Bengalisch lernen und dabei unter ihren Kasten leben. Diese Schule ist in einem sehr guten Zustande und wird durch die Freigebigkeit der in hiesigem Lande wohnenden Europäer unterhalten." — Im Jahre 1802 konnten in Serampore mehrere Tauffeste gefeiert werden. Im Anfang desselben wurde Petumber Schinschi in die christliche Kirche aufgenommen, ihm folgte am 4. April Syam Daß, welcher wenige Monate nachher auf einer Reise meuchlings ermordet wurde, am 4. Juli wurden vier andere Hindu in Christi Tod getauft. Die Brüder geben den Getauften das Zeugniß, daß, obgleich an ihnen noch manche Ausbrüche des heidnischen Wesens vorkamen, der heilige Geist sichtbar an ihren Seelen arbeite. Die folgenden Jahre brachten neue Taufen; im Jahre 1805 erreichten sie die höchste Zahl, 36 Hindu bekannten offen ihren Glauben an den Herrn.

Die Missionare beschränkten ihren Wirkungskreis nicht auf Serampore allein. Sie zogen oft auf an sie ergangene

Aufforderungen auf dem Lande umher, gewöhnlich von einigen der Neubekehrten begleitet. So meldete sich im Jahre 1802 das Haupt einer Sekte, Dulol, bei ihnen, und da Krischna und Gokul dieser Sekte angehört hatten, so glaubten die Missionare, bei ihm eine Empfänglichkeit für das Evangelium zu finden, worin sie freilich sich täuschten. Sie unternahmen eine Reise zu Dulol, deren Beschreibung ich nach den Tagebüchern Marshmans hier folgen lasse. „Vor ungefähr vierzig Jahren stand ein hindostanischer Landmann auf und gab vor, daß er auf eine wunderthätige Art Krankheiten heilen könnte; dabei gab er sich für einen großen Heiligen aus. Weil nun die Hindus vor vielen andern sehr abergläubisch sind, und auf Zauberei, Beschwörungen, heilige Wasser u. s. w. sehr viel halten, so war es kein Wunder, daß sich dieser Mann bald in ein großes Ansehen bei ihnen setzte und eine Menge Volks an sich zog. Unter diesen Haufen befanden sich natürlicher Weise viele mit mancherlei Uebeln behaftete Kranke, welchen er sein Amreeta choron, wie er es nannte, als ein Heilmittel gab. Bei Ueberreichung desselben sprach er seinen Segen und erklärte zugleich, daß sie die Debtahs (Götzen) verlassen und verachten und nur an Einen Gott glauben und ihrem Guru gehorchen müßten. Da eine große Menge Kranker dieses Wasser gebrauchte, und Viele vor und nach gesund wurden, so ward solches als ein wunderthätiges Heilmittel angesehen, dessen Kraft man aber seinem Segen zuschrieb. Dieser Mann kam daher bald in einen großen Ruf, wurde von seinen Anhängern zu ihrem Guru erwählt und als solcher mit Geschenken überhäuft. Sein Ruhm breitete sich immer weiter aus und führte ihm Menschen aus allen Gegenden zu, wodurch er dann das Oberhaupt einer Sekte

ward, die aus vielen Tausenden bestand und noch besteht. Nachdem ihr Anführer gestorben war, so fuhr seine Wittwe, welche diesen einträglichen Handel gern für ihren Sohn aufbehalten wollte, fort, die Amreeta choron auszugeben, bis dieser zu dem bestimmten Alter gekommen war. Dieser Sohn des ersten Stifters der Sekte, Namens Ram Dulol, ist also nun ihr Guru oder Anführer, und hat seinen Sitz zu Ghospara, acht Meilen von Chinsurah und zwanzig Meilen von uns hier in Serampore. Dort wohnt er meistens unter dem Titel und der Autorität eines Rajah, und seine Anhänger und Verehrer, die sich öfter im Jahr aus allen Gegenden zu ihm begeben, bringen ihm reichlich Geschenke, die oft von einigen auf hundert Rupien steigen sollen. Nach dem, was man von ihren Lehrsätzen erfahren hat, sind deren sehr wenige. Der abscheulichste ihrer Grundsätze ist dieser: daß Gott in uns, und also der Beweger und Urheber aller unsrer guten, und auch bösen und sündlichen Handlungen sei. Sie lehren, daß die Kasten, die Debtahs, die Brahminen nichts seien, und daß die Gewalt und der Einfluß der letzteren dem Dulol zu Theil geworden sei. In Rücksicht der beiden ersteren sind sie jedoch nicht consequent und tragen auf beiden Schultern. Denn obschon sie alle Jahre zusammen kommen und mit einander essen, so suchen sie dieses doch zu Hause zu verhehlen und nehmen daselbst hernach den Rang und Platz in der Familie ihrer Kasten wieder ein und verehren auch die Debtahs wieder, welche sie mit ihrem Bekenntnisse verachten, mit der Ausflucht, es sei nur ein äußerlich gethanes, nichts bedeutendes Werk. Ob diese Sekte dadurch, daß sie in manchen Stücken die Bande des Aberglaubens und des Götzendienstes zerrissen, dem Evangelio einigermaßen den Zugang erleichtert

habe, wird die Zeit lehren. Verschiedene unsrer Freunde, als Krischna und Gokul, welche ehemals Anhänger dieser Sekte waren, hielten es dafür. Am 15. April (1802) begaben wir, Br. Carey, Krischna und ich, uns in einem Boote auf die Reise nach Ghospara, dem Sitze des Guru der Sekte. Des Nachmittags kamen wir an den Bach, der an des berühmten Mannes Hause vorbeifließt. Sobald wir ans Land gestiegen waren, versammelten sich einige Landleute mit einem Brahminen um uns. Einer der ersteren, welcher der Austheilung der religiösen Traktätchen zusah, nahm daraus Gelegenheit, dem Br. Carey eine für uns freilich sehr seltsame Gewissensfrage vorzulegen. Es war diese: Wenn mir eine Kuh stirbt, ist es dann billig, daß ich meinem Brahminen eine Rupie gebe und außerdem noch für fünf Andere ein Gastmahl zurichte, um mein Unglück abzubüßen? — Nein, durchaus nicht, antwortete Carey, denn ihr könnt ja das Sterben eurer Kuh nicht hindern. Er fuhr nun fort, das Ansehen der Brahminen durch mancherlei Gründe zu entkräften und verkündigte das Evangelium. Um drei Uhr kamen wir bei Dulols Hause an. Das erste, was uns auffiel, war ein hoher und dicker Pfosten, der dazu aufgerichtet war, sich daran zu schaukeln. Dulols Haus war eines der prächtigsten, und seine Kammern waren mit den Geschenken seiner verblendeten Verehrer angefüllt, wodurch wir von dem einträglichen Gewinn seines Handels überzeugt wurden. Wir fragten nun nach Dulol, und man antwortete uns, daß er nach Calcutta gereist sei und in einigen Tagen erst wieder kommen werde. Ein Haufe seiner Anhänger, die man in Verführer und Verführte eintheilen kann, versammelte sich um uns. Weil aber unser Zweck nicht so sehr war, über die erstern zu

triumphiren, als vielmehr die letztern auf einen besseren Weg zu bringen, so suchten wir sie auf eine so sanfte und freundschaftliche Art zu behandeln, als nur möglich war. Unsere Lage war kritisch. Die Geschäfte, welche wir trieben, waren den meisten unter ihnen bekannt, und einer ihrer vormaligen Mitgenossen stand unter uns als ein Christ, der das Evangelium angenommen hatte und als wahr bekannt. Deswegen war nun ein Theil der Umstehenden in einer gespannten Erwartung, Etwas von uns zu hören, während der andere Theil alles anwandte, jene von Fragen abzuhalten; auch war die Furcht vor ihrem Betrüger so stark, daß sie nicht wagen durften, ein einziges Traktätchen von uns anzunehmen. Wir fingen bisweilen die Unterredung an, aber ohne das mindeste Gehör zu finden. Es waren vier bis fünf unter ihnen, welche alle andere in Furcht und Schüchternheit hielten und sehr auffallend zeigten, daß sie das Licht scheuten. Wir bewegten einen unter ihnen, ein neues Testament anzunehmen; aber ein anderer flüsterte ihm etwas ins Ohr, und so gab er's gleich wieder zurück. — Da wir nun sahen, daß hier nichts auszurichten war, und alle weitere Mühe für verloren hielten, so that Carey ein Gebet, nach dessen Beendigung wir uns zur Abreise anschickten. Auf einmal entstand ein Lärm, und es hieß, Dulol sei in diesem Augenblicke wieder angelangt. Kurz darnach wurden wir in seinen Garten geführt, wo man Stühle für uns gesetzt hatte, für ihn aber war ein Sammetkissen da. Endlich erschien der große Mann. Er sah aus wie ein Bacchus und mochte kaum 20 Jahre alt sein. Krischna stand hinter uns mit dem neuen Testamente in der Hand, und sah seinen alten Meister an. Einige von Dulols auserwählten Anhängern wurden herbeigerufen,

und auf seinen Wink entfernten sich die andern alle, welche da standen. Die Unterredung ward durch Carey mit der Erklärung eröffnet, daß unser Besuch deshalb geschehe, um uns mit ihnen über die wichtige Sache der Erlösung von Sünden zu unterreden. Der aufgeblasene Mensch antwortete uns in einem stolzen Tone: Was ist Gott? Was ist Sünde? Was ist Hölle? Er leugnete das Dasein der Sünde und Hölle. Wenn Gott in uns ist, fuhr er fort, wie kann da noch etwas Sünde genannt werden, weil ihm ja niemand widerstehen kann. Er ging fragender Weise immer weiter, um vorsätzlich die deutlichsten Begriffe zu verwirren und sich durch allerlei Ausflüchte zu helfen. Daß durch solches Fragen auf der einen, und mit Erklärungen auf der andern Seite so viel Zeit verloren ging, die uns doch so wichtig war, that uns leid; allein wir schickten uns geduldig in die Zeit, wichen auf keinerlei Weise seinen verfänglichen Fragen aus, sondern antworteten ihm als Leute, die der Wahrheit ihrer Sache gewiß sich nicht fürchteten, durch die Scheingründe dieses Lügenapostels überwunden zu werden. Wäre dieses unglücklicher Weise geschehen, so würde er und seine Partei nicht gesäumt haben, solches als einen Sieg über das Evangelium durchs ganze Land auszuposaunen. — Nach vielem Disputiren, Fragen und Antworten machten wir mit folgendem Gespräch den Beschluß. Wir. Ihr seid ja ein Herr? Er. Ja, das bin ich! — Wir. Wenn Euer Knecht ungehorsam ist, was thut Ihr? — Er. Ich strafe Ihn. — Wir. Gott ist ja auch unser Herr, sollte er uns denn nicht ebenfalls strafen, wenn wir ihm ungehorsam sind? — Er. Gott ist nicht gleich einem Menschen; er lebt ja in uns. — Wir. Es ist wahr, Gott lebt auf eine gewisse Weise in uns, z. B. unser Leben, Athem,

Vernunft, Verstand &c. ist sein Geschenk. Allein dies Alles ist uns gegeben, daß wir ihn verehren, ihm dienen, nicht aber ihm ungehorsam sein sollen. Ich setze den Fall, daß Ihr einen Knecht nach Calcutta sendet und ihm 50 Rupien mitgebet, um dafür verschiedene Artikel zu eurem Gebrauche einzukaufen. Statt diesen Auftrag zu erfüllen, ginge er aber mit euerem Gelde in ein übel berüchtigtes Haus und verschwendete es auf eine liederliche Weise. Ich setze weiter den Fall, daß jemand, dem euer Knecht bekannt wäre, ihn in diesem Hause so liederlich leben und euer Geld verschwenden sähe, und daher den Schluß machte: „Welch ein schlechter Mann muß nicht Dulol sein, daß er seinen Knecht in solcher Liederlichkeit unterhält!" — Würdet Ihr nicht, wenn Euch dieses zu Ohren käme, antworten: Ja, es ist wahr, er verschwendet mein Geld; aber ich gab es ihm zu einem ganz anderen Gebrauche und werde ihn, wenn er wieder nach Hause kommt, für sein Verbrechen strafen. Er. Nun denn, das ist Alles gut; aber Gott ist uns nicht gleich, deswegen können wir zwischen ihm und uns keinen Vergleich anstellen. Wir. So nehmt einmal die Sache auf folgende Art. Gesetzt, Ihr wäret im Stande, Euerm Knechte das Herz zu regieren, und hättet ihn vor den Folgen des Ungehorsams auf das nachdrücklichste gewarnt, gäbet ihm aber nachher eine unwiderstehliche Neigung, Euer Geld zu verschwenden, und er würde, ungeachtet er gehorsam sein will, durch diese Neigung zum Ungehorsam getrieben, könnten dann nicht die Leute mit Recht sagen: Sein Herr ist ein großer Bösewicht! — Gerade in einem solchen Lichte stellt Ihr uns Euern Gott dar, wenn Ihr sagt: „Er ist in uns und macht uns die Sünde thun, die er doch unter der schwersten Strafe verboten hat." — Diese Vorstellung

brachte den Dulol ganz außer Fassung, und er suchte vergebens Ausflüchte, um sich aus der Verlegenheit zu helfen. Carey sagte nun, daß ihm Gott jetzt sein Wort durch uns hätte bringen lassen, und zeigte ihm zugleich das Neue Testament: dies brachte ihn ganz in Verwirrung. Hätte er das Buch genommen, so würde er dadurch die Oberherrschaft unsrer Lehre stillschweigend anerkannt haben. Er nahm es daher nicht an und sagte: „Es ist das erste Mal, daß ich Euch sehe; Euere Worte sind gut, aber wir müßten noch näher mit einander bekannt werden, ehe ich so etwas von Euch annehmen sollte.“ — Da wir sahen, daß er es nicht annehmen würde, drangen wir nicht weiter in ihn und sagten ihm nur noch, daß es uns lieb sein würde, ihn einmal bei uns in Serampore zu sehen, und wünschten, uns auf eine freie und offene Weise über die Sache mit ihm zu unterreden, um die Wahrheit zu entdecken. Wir wüßten, daß wir todtkrank gewesen wären, aber auch in Gottes Wort Mittel zur Genesung gefunden hätten. Deswegen hätten wir es auch zu ihnen als solchen, die ebenfalls an dieser Krankheit darnieder lägen, gebracht, damit sie auch genesen möchten. Hierauf verließen wir ihn sehr freundschaftlich und reiseten ab.“ —

Die Bekehrten aus den Hindus traten allmählich mit in die Arbeit ein, indem sie theils als Lehrer in den Schulen und als Gehülfen in der Druckerei thätig waren, oder auch die Missionare auf ihren Reisen begleiteten und manches christliche Zeugniß vor den Heiden ablegten. So begab sich im Mai 1802 Marshman nach dem nahen Dorfe Chatterah, wohin ihn ein gewesener Brahmine Kemol, der sich in Serampore bei den Brüdern niedergelassen hatte, und der uns bereits bekannte Petumber Schinschi be-

gleiteten. Als sie in das Dorf kamen, begegnete man ihnen mit Hohn und Verachtung. Sie gingen indessen durch die Straßen, bis sie an ein Haus kamen, vor welchem ein Brahmine saß, der eine große Menge Kauris (kleine Muscheln als Münze) vor sich liegen hatte. „Brahmine," sagte Marshman, „Du hast, wie es scheint, einen großen Vorrath von Geld vor Dir. Geld ist gut für diese Welt, für die andere gebrauchen wir noch mehr." — „O!" antwortete der Heide, „wenn ich Geld genug habe, bin ich zufrieden, damit kann ich schon für meine ewige Wohlfahrt sorgen." — „Und wie?" — „Indem ich fromm bin und Gott Opfer bringe." — „Denkst Du, Gott sei so arm, daß er Deines Geldes bedürfe? nein, mein Bruder, der Gott, dem die Welt gehört, bedarf nichts von Dir. Einen irdischen Richter kannst Du bestechen, aber Gott an seinem großen Tage wird unbestechlich sein und ohne Ansehen der Person richten. Brahminen, Gurus, Sudras, jeder wird empfangen, wie er verdient hat. Wie will Schiwa, der Ehebrecher, und Krischna, der Lügner, da erscheinen? Was wollt Ihr, die Anbeter dieser Götzen, an jenem Tage thun? Jetzt ruft Euch Gott, Barmherzigkeit zu empfangen durch seinen Sohn, den er für die Sünder in den Tod gab." — Während dieser Unterredung sammelte sich eine Menge Eingeborener um die Fremdlinge, zu denen Marshman noch weiter über die Erlösung redete. Kemol war indessen unter den Haufen getreten und beantwortete alle an ihn über die christliche Lehre gerichteten Fragen und schloß mit der Ermahnung: „Höret nur! Erwäget die Sache unparteiisch in Eurem Gemüthe und urtheilt dann darüber!" — Petumber, welcher neben Marshman stand und eifrig mit Erklärungen über das Gesagte beschäftigt war, wurde von

einem Brahminen mit der Frage angefahren: „Wer bist Du? ein Hindu? nein, Du bist keiner! Du hast die Kaste der Melichs (Christen) angenommen und issest mit ihnen!" Petumber erwiderte: „Ich bin viele Jahre unter Euch gewesen, habe aber niemals wahre Liebe, Wahrheit und Mitleiden unter Euch gefunden. Und was ist der Mensch ohne dieses? Ich hörete nun das Wort Gottes, untersuchte es und habe es als Wahrheit erkannt und angenommen." Auf dieses Bekenntniß folgte eine Fluth von Schimpfreden; Petumber ließ sie gelassen über sich ergehen. Endlich brachte er den höhnenden Brahminen mit der Frage: „Ist Zorn eine Frucht der Frömmigkeit oder der Sünde?" zum Stillschweigen. Nachdem die Reisenden noch eine Anzahl Tractate ausgetheilt hatten, entfernten sie sich. Auf dem Rückwege fiel ein anderer Brahmine den Petumber hart darüber an, daß er mit den Missionaren esse. Der aber antwortete ihm sanftmüthig: „Nichts von Allem, was Gott uns Eßbares gegeben hat, ist uns verboten zu genießen. Was durch den Mund eingehet, verunreinigt den Menschen nicht, aber Zorn, Rache, Lügen u. dgl. machen den Menschen unrein und unheilig." — „Noch nie hatte ich," schreibt Marshman in seinem Tagebuche, „den Petumber in solchen Geschäften mitgenommen, es gereichte mir daher zu einer großen Freude, bei dieser Gelegenheit zu sehen und zu hören, mit welcher Geisteskraft dieser alte ehrwürdige Hindu die Wahrheit bekannte und vertheidigte." — Inzwischen war die Kunde von dem Evangelium auch zu den Muhamedanern gedrungen und im Jahre 1802 hatten sich einige wahrheitsliebende Moslemen aus der Gegend von Jessore in Serampore eingefunden, um einen der Missionare zum Besuche ihres Wohnortes einzuladen. Marsh-

man begab sich in Begleitung der beiden Hinduchristen Petumber Mittre und Bharut dahin. Wir heben aus des Missionars Tagebuche folgendes aus. „Am 14. Aug. kamen wir an einen kleinen Flecken, Nischindopur genannt. An zwanzig Personen kamen am Ufer des Flusses zusammen, denen wir das Evangelium verkündigten. Da keine Brahminen unter ihnen waren, so machte ich keine Bemerkungen über das hinduische Göttersystem, sondern sagte ihnen nur, daß sie Sünder wären, und daß Jesus Christus für solche gestorben sei. Sie hörten willig und sehr aufmerksam zu; und einem alten Manne, an den ich mich besonders wandte, standen die Thränen in den Augen. Nachdem ich mich bemüht hatte, ihnen die Erlösung durch Christum bekannt zu machen, wandte ich mich zu Petumber, Bharut und Murad (ein Muhamedaner aus Pontchetalopol, welcher den Missionar zu dieser Reise veranlaßt hatte), und bat sie, sich weiter darüber zu erklären. Diese fingen nun die Unterredung, und zwar jeder auf eine besondere Weise, an. Petumber redete weitläuftig über die Schastras und bewies ihnen die Ungültigkeit und das Abgeschmackte derselben. Bharut erzählte ihnen, was für ein Mensch er gewesen, und wie er zur Erkenntniß des Evangeliums gekommen sei. Er überzeugte sie von ihrem sündhaften Zustande, und daß Alles, was in und an uns ist, sündhaft sei, und daß uns niemand als Jesus Christus aus diesem Zustande erlösen könne. Bharuts Rede hatte einen ungemeinen Eingang bei diesen Leuten, wozu ohne Zweifel sein graues Haar und seine Demuth vieles beitrugen. Murad erzählte ihnen von seiner Reise zu uns, von seinem Aufenthalte in unsrer Gesellschaft und von seiner jetzigen Rückreise in seine Heimath, und wie er gesonnen

nen wäre, mit uns seinen Landsleuten das Evangelium zu verkündigen. Er sprach noch viel zu ihnen von der Wahrheit des Evangeliums und suchte besonders ihnen begreiflich zu machen, daß es unmöglich sei, auf einem andern Wege Erlösung zu finden 2c. Viele von den Zuhörern wurden sehr bewegt und gestanden, daß sie in Gefahr wären. Sie thaten manche Fragen über den Weg zur Seligkeit und nöthigen Unterricht. Zum Schlusse schenkten wir ihnen Traktätchen und beteten mit ihnen. Den 15. Aug. Wir waren nun nicht weit mehr von Pontchetalopol, wohin unsre Reise ging, entfernt, und Murad ging voraus, um unsere Ankunft daselbst bekannt zu machen. Endlich bekamen wir einen großen Baum zu Gesichte, und weil wir wußten, daß Murad nebst vielen Andern uns unter demselben erwarten wollte, so gingen wir darauf zu; auch sahen wir viele aus den Feldern dahineilen. Als wir nun auch ankamen, so wurden wir mit der größten Liebe und Achtung empfangen. Wir setzten uns unter einen Baum und fingen an, ihnen zu erzählen, was uns zu dieser Reise bewogen hätte, und warum wir zu ihnen gekommen wären. Darauf legten wir ihnen die Wahrheiten des Christenthums offen dar. Nachdem sie mir über eine halbe Stunde lang mit Aufmerksamkeit zugehört hatten, nöthigten sie mich, etwas zu essen und mit ihnen zu gehen. Ich setzte mich dann wieder ins Boot, um mich durch einige Speisen zu stärken. Die Neuheit, einen Europäer auf seine Art essen zu sehen, zog eine solche Menge neugieriger Beschauer ins Boot, daß es fast zu sinken drohte. Nach dem Essen ging ich mit ihnen zu ihrem Orte, wo wir in ein sehr geräumiges Haus geführt wurden, in welchem Hindus und Muhamedaner in brüderlicher Liebe und Eintracht bei einander

wohnten. Diese versammelten sich nun mit Vielen aus der Nachbarschaft um uns herum. Ich begann meine Rede mit der Erklärung, daß kein Mensch sich aus seinem sündhaften Zustande erlösen könne. Hieraus leitete ich die Nothwendigkeit her, daß allein die ewige Weisheit selbst das Mittel hierzu hätte auffinden können und wirklich gefunden hätte. Dies Mittel unserer Erlösung sei, daß Gott seinen Sohn als Mensch zu uns auf die Erde gesandt habe, um durch seinen vollkommenen Gehorsam, durch sein Leiden und Sterben die Sünde hinwegzunehmen und uns davon zu erlösen. Die Vorstellung, daß Gottes Haß gegen die Sünde so groß gewesen sei, daß dieselbe nicht anders, als durch den Tod seines Sohnes hätte weggenommen und vergeben werden können, machte einen sehr tiefen Eindruck bei ihnen. Nun ging ich zu der Götterlehre der Hindus über und stellte ihnen vor, daß diese Götter böse Gottheiten wären, daß es ungereimt sei, sie zu verehren, und daß der Satan nur dadurch die Seelen der Menschen verstricke, um sie ins Verderben zu stürzen. Auch stellte ich ihnen die Betrügereien Muhameds dar. Sie waren alle sehr aufmerksam und thaten mancherlei Fragen, machten Einwürfe über alle meine Vorstellungen und Behauptungen und begehrten über Verschiedenes noch mehr Beweise zu haben; aber Alles dieses geschah mit einer solchen Bescheidenheit, daß man wohl sah, es sei ihnen nur um gewisse Erkenntniß der Wahrheit zu thun: auch halfen sie sich selbst mit in den Erklärungen und Beweisen, welche ihnen Petumber und Murad über ihre Fragen und Einwürfe gaben. — Es war 4 Uhr, und ich sagte ihnen, daß ich jetzt in mein Boot gehen und um 6 Uhr wiederkommen wollte, um uns über diese Gegenstände noch ferner zu unterhalten, welches

ihnen so recht war. Aber es war nicht möglich, sie von unserm Boote abzuhalten; und während ich mich ein wenig zur Ruhe niederlegte, unterhielten sie sich mit Petumber über das Gesagte. Um 6 Uhr ging ich wieder mit ihnen. Wir setzten uns und ich redete über die Worte 2 Cor. 5, 20. Aus diesen Worten legte ich ihnen dar, daß wir durch die Sünde ganz von Gott entfernt wären und nimmer wieder zu ihm gebracht werden könnten, es sei denn eine Versöhnung für unsere Sünden geschehen. Weil aber alle Geschöpfe keinen Weg noch Rath dazu gewußt hätten, so habe Gott selbst durch den Tod seines Sohnes uns diese Versöhnung eröffnet. Dies alles suchte ich ihnen nun noch näher und ausführlicher zu erklären und ihnen den Weg zu zeigen, dieser Versöhnung wirklich theilhaftig zu werden. Einer unter ihnen, ein Muhamedaner, machte den Einwurf, daß Alles, was ich sagte, wohl wahr sein könnte, daß es aber für die gläubigen Muhamedaner nicht nöthig wäre, weil ihr Prophet, der ein Freund Gottes sei, gesagt habe, daß er am Tage des Gerichts alle ihre Sünden hinwegnehmen wolle. Hierauf antwortete ich, daß, wenn ich auch zugeben wollte, daß Muhamed ein Freund Gottes gewesen sei, so wäre er doch nur ein Mensch und nie um unsrer Sünden willen gestorben; er würde sich dann, wenn's möglich wäre, nur für sich selbst befreien können. Nun hätten aber Noah, Abraham, Moses und David, die sich selbst für Propheten hielten, alle ihre eigene Gerechtigkeit verworfen und allein auf Christum als ihren Erlöser alle ihre Hoffnung und Vertrauen gesetzt. Und was Muhamed anginge, so wäre es noch sehr zweifelhaft, ob er ein Freund Gottes gewesen sei. Denn, um nur eins anzuführen, es ist bekannt, daß er neun Weiber gehabt hat, welches, wie ihr

wisset, seinen eigenen Gesetzen zuwider ist. Auch befahl er, daß Alle, die seine Lehre nicht annehmen wollten, getödtet werden sollten, gerade dem göttlichen Gesetze zuwider: Du sollst nicht tödten. Darum wäre es ja Thorheit und Betrug, zu denken, daß Muhamed am Tage des Gerichts jemanden freisprechen könnte, weil er für sich selbst nicht einmal Begnadigung zu Wege bringen kann. — Hierin gab er nun seinen völligen Beifall, und hernach hörte ich, daß er nur deswegen diesen Einwurf gemacht hätte, damit die übrigen Muhamedaner meine Erklärung darüber hören möchten. Wir gingen nun noch an einen Ort, wo wir den Abend zusammen saßen und sehr vergnügt zubrachten. Sie thaten mancherlei Fragen über Christum, über die Auferstehung, über den Tod in Sünden, über den Zustand nach dem Tode und über die Seligkeit und Herrlichkeit im Himmel, und dies Alles nicht bloß etwa aus Neugierde, sondern mit großem Verlangen des Herzens, und sie hörten unsere Erklärungen mit der größten Aufmerksamkeit an. Um 9 Uhr verließ ich sie voll Bewunderung und mit dankendem Herzen über alles, was ich unter ihnen gesehen und gehört hatte. — Den 16. August Morgens 7 Uhr nahmen sie mich mit nach Gobrapore, einem Flecken, der eine Stunde von hier liegt, und wo eine Anzahl reicher Brahminen wohnen, die sehr stolz und unwissend sind. Wir kamen zu zehn dieser Brahminen, allein es währte lange, ehe sie einen von unsrer Gesellschaft der geringsten Unterredung würdigten. Nach vielem Bitten und Nöthigen ließen sie es endlich sich gefallen, einige Minuten bei mir sich niederzusetzen. Ich sprach nun mit ihnen über das Evangelium, worauf sie erwiderten, daß dasselbe wohl niemand annehmen werde; und erhoben dabei ihre Götter, besonders den Gonga. Ich

versetzte, daß schon Viele das Evangelium angenommen hätten und noch Mehrere folgen würden; auch sagte ich ihnen, daß Gott ihre Debtahs zerstören würde, über welche Materie ich mich gegen sie ausließ, und mit ihnen in starke Dispute gerieth, worin sie ihren ganzen Haß gegen das Evangelium ausließen. Wir verließen sie also und gingen nach Garapata, einem Orte, der eine halbe Stunde von diesem entlegen war. Es war da eben Markttag und ein starker Zusammenfluß von Menschen. Wir gingen über den Bazar oder Marktplatz zu einer mehr entferntern Stelle, die eine Anhöhe bildete und zu einem Rednerstuhl diente, von welchem wir uns schicklich mit dem Volke unterhalten konnten, das hier in einer größeren Menge zusammenströmte, als ich je in Bengalen gesehen habe. Ich sammelte alle meine Kräfte, um ihnen den Weg des Lebens zu zeigen, und nahm zu dem Ende zum Text eines unsrer Traktätchen, welches mit den Worten: „O herzlich liebe Hindus!" anfängt, las ihnen dasselbe vor und suchte ihnen die darin enthaltenen Wahrheiten ans Herz zu legen. Meine Gesellschafter erklärten ihnen dabei, was ihnen etwa unverständlich sein möchte. Nachdem ich dies Traktätchen durchgegangen war, flüsterte mir einer von unserer Gesellschaft, ein gewesener Muhamedaner, ins Ohr, daß ich auch etwas über Muhamed sagen möchte, denn er wußte, daß viele seiner ehemaligen Glaubensgenossen unter dem Haufen waren. Ich wandte mich also an diese, legte ihnen die Betrügereien Muhameds offen bar, bat sie, diesen falschen Propheten und seine Lehre zu verlaßen und sich zu Christo, als dem einzigen wahren Wege zum Leben und zur ewigen Glückseligkeit, zu wenden. Nach dem Gebet theilte ich Büchlein aus, und das Volk war so begierig darnach,

daß sie mir fast aus den Händen gerissen wurden. Als wir auf eine Anhöhe des Marktes kamen, sahen wir die Menge zusammen laufen, um zu sehen, was da vorginge, und fragten, was da wäre? Viele folgten uns bis außer dem Flecken, und wir gaben auch diesen von unsern Büchlein. — Indem wir uns nun anschickten, unsre Rückreise nach Hause anzutreten, sagte man mir, daß ein berühmter Brahmine aus der Nachbarschaft um 5 Uhr Nachmittags noch kommen wollte, um mit uns über Religionssachen zu disputiren, deswegen wurden wir ersucht, auf ihn zu warten und an das bestimmte Haus zu kommen. Wir fügten uns ihrem Verlangen, und um 5 Uhr kam der Brahmine und brachte noch sechs Andere seiner Glaubensgenossen mit. Die Versammlung war sehr groß. Der Brahmine begehrte, daß ich die Unterredung anfangen sollte. Ich that es und nahm die ganze christliche Glaubenslehre zum Grunde meiner Rede, erklärte die Hauptstücke derselben und wandte Manches auf sie an. Nachdem ich geendigt hatte, fing der Brahmine an, sein System auszukramen, und sagte, daß wir alle in Gott wären und Gott wäre in uns. Weil er nun in uns Alles wirkte, so könnte uns keine Sünde zugerechnet werden. Nun, fuhr er fort, es ist nur ein Birmho, (Brahm), aus ihm kam Birmha (Brahma) Verschno (Krischnu) und Seeb (Schiwa). Des Birmho Werk war die Schöpfung: aus seinem Munde kamen die Brahminen, aus seinen Armen die Ksehetters, aus seinem Schenkel der Bysa-Stamm und aus seinen Füßen die Suders. Es sind drei Goons oder Eigenschaften, nämlich Sotta, Roza und Toma; die erste wohnt in Birmha, die zweite in Verschno und die dritte in Seeb. In jedem Menschen sind zehn Indricas (Sinne) und sechs Repus oder Feinde (Lust,

Stolz, Zorn u. s. w.), aber darum ist uns der große Gonga (Ganges) gegeben, worin wir alle unsere Sünden abwaschen können. Außer diesem haben wir noch zwölf heilige Oerter; wer dahin wallfahrtet, dem werden alle seine Sünden vergeben. Zudem wenn eine Person nur den Namen Ram ausspricht, so ist das schon genug, 20 Millionen Sünden hinwegzunehmen. Aus dieser sauberen Theologie zog nun der Brahmine den Schluß: Also sind wir ohne Sünde, und kann also auch kein Sünder in Bengalen sein: folglich ist auch das Evangelium von keinem Nutzen für uns. Nun bat ich, mich auch wieder einmal reden zu lassen. Ich ersuchte sie, fürs erste wohl zu bemerken, daß die drei — Birmha, Verschnu und Seeb, — keine Götter sein könnten, denn ihre eigenen Bücher bekenneten ja, daß sie Sünder gewesen wären. Nach denselben war Birmha offenbar ein Guruh oder Vorsteher der Diebe. Hier brachte ich nun die Geschichte von des Rajah Sogur's Pferde wieder auf's Tapet, wie gesagt wird, daß Birmha der Indra gerathen habe, solches zu stehlen. Hierbei gebrauchte ich den Ausdruck: „Nun ist Birmha davon geschlichen.“ Diese Worte verursachten eine rauschende Bewegung unter den Brahminen, als ob eine große Masse glühenden Eisens in's Wasser gefallen wäre. „Birmha davon geschlichen!“ schrien sie alle aus vollem Halse, „und wohin dann?“ — „Ueberzeugt als ein Sünder,“ antwortete ich ihnen, — aber ich hörte euch geduldig zu, es ist billig, daß auch ihr mich geduldig anhört und ausreden laßt. Die Versammlung rief: Das ist billig! Ich fuhr also fort: Verschnu ist Krischna. Dieser entehrte nach dem Bericht eurer Bücher 14000 Jungfrauen, und dabei zankte er sich mit der Indra über eine Blume. Hier seht ihr eure Gott-

heiten in zwei Partheien getheilt, die mit einander zanken und sich einander betrügen. Wie! ist denn die Gottheit unweiser und boshafter als die Menschen? — Ich wollte fortfahren, allein die Brahminen standen auf und machten sich zur Verwunderung der ganzen Versammlung auf und davon. Ich rief ihnen nach, sie möchten doch bleiben und mich bis zu Ende anhören; allein sie gingen fort, als hörten sie mich nicht. Nach dieser Begebenheit kam ein alter Mann, welcher das Ansehen eines Oberhauptes unter ihnen hatte, und begehrte, eine Privatunterredung mit mir zu halten, welche ich ihm gerne zugestand. Er fragte mich, ob Gott gegenwärtig sei oder nicht. Ich antwortete ihm: Gott ist allenthalben gegenwärtig; aber er wohnet noch auf eine besondere Art in denen, die ihn lieben. Hierauf fragte er mich noch Manches über das Evangelium, über das zukünftige Gericht und über die Zerstörung der Abgötterei. Insonderheit wollte er wissen, ob wir gesandt wären, um Maya, worunter er die Religion der Hindus und Muhamedaner verstand, zu zerstören? Ich antwortete ihm, daß wir eben deswegen zu ihnen gekommen wären. Er beschwur mich darauf, daß wir denn doch in diesem heilsamen Werke nicht träge noch saumselig sein möchten! Dieser Mann ist ein ehrwürdiger Greis von 60 Jahren. Schon vor vielen Jahren waren bei ihm Zweifel über den Götzendienst entstanden; und jetzt verwirft er die Kasten und sagt, daß nur ein Gott sei. Er höret die evangelischen Wahrheiten mit Vergnügen an und empfiehlt sie allen seinen Bekannten. Ich höre, daß seit 14 Jahren auch manche seiner Nachbarn sich mit ihm verbunden und angefangen haben, die Götter nicht mehr zu verehren. Diese Leute machen aus ihrer Gesinnung kein Geheimniß mehr, sondern suchen sie überall

auszubreiten. Sie sind schon zu einer großen Zahl angewachsen und nennen sich unter einander Brüder. Obschon sie, sonderlich von den Brahminen, großen Widerstand finden, so sind sie doch sehr thätig in der Ausbreitung ihrer Ueberzeugungen. — Ich habe in diesem Lande, außer Krischna's Familie, noch keine Menschen gesehen, die mit solcher Begierde und Aufmerksamkeit die evangelischen Wahrheiten anhörten, als diese: auch haben dieselben ihren Beifall und, wie ich hoffe, in ihren Herzen Eingang gefunden. Die Zeit muß nun lehren, wie weit die Wahrheit Wurzel schlagen wird. Ihre Liebe und Achtung gegen mich war so herzlich, als ich es je in England gesehen habe. Als sie hörten, daß ich den morgenden Tag abreisen wolle, so boten sie sich an, mich einige Meilen zu begleiten. — Als ich des Morgens um 9 Uhr nach dem Boote ging, begegnete mir ein gut aussehender, etwas ältlicher Muselmann, von welchem ich hörte, daß er Monuh hieß und zu Gohindepore wohnte, und das Oberhaupt einer Anzahl Muselmänner wäre, die aber insgesammt den Muhamedanismus abgelegt hätten. Als dieser Mann gehört hatte, daß eine gewisse Person Traktätchen ausgetheilt habe, so hatte er mich mit vieler Mühe aufgesucht. Er unterhielt sich mit Bharut und Petumber den ganzen Tag bis gegen Mitternacht hin. Den 17. August fuhren wir in Gesellschaft von vier Freunden und dem genannten Monuh ab. Zu Bathaur kamen wir zu einem Muselmann von hohem Ansehen, der einen hohen Posten in diesem Distrikte bekleidete und sowohl in der persischen als arabischen Sprache bewandert war. Er empfing uns mit großer Höflichkeit und nöthigte uns, etwas zu essen. Er hatte ungefähr vierzig Muhamedaner und Brahminen bei sich, die ihm in seinem

Geschäfte dienten. Wir sprachen mit ihm über das Evangelium, und ich bat ihn aufs freundschaftlichste, daß er mir einige Zweifel lösen möchte. Diese wären, daß ich nicht begreifen könnte, wie durch die Heiligkeit eines bloßen Menschen die Sünde könne weggenommen werden; denn ich sei überzeugt, daß die beste Handlung eines Menschen mit Sünde befleckt wäre, und daß Gott keine sündhafte Handlung als rein und gut annehmen könnte. Da dies nun der Fall bei allen Menschen sei, sie möchten Muhamedaner oder Hindu sein, so möchte ich gerne wissen, wie und auf welche Art ein Mensch gereinigt, zu Gott gebracht und seiner Seligkeit theilhaftig gemacht werden könnte. Er erwiderte, daß man ihn verehren müßte. Ich antwortete ihm, daß, weil das menschliche Herz voll Sünden wäre, auch seine Verehrungen ebenso unrein und sündhaft sein müßten. Hierauf bekannte er, daß er es dann nicht wüßte. Ich bat ihn nun, daß er dann doch einmal seine Aufmerksamkeit auf Jesum Christum wenden möchte, den sie doch auch für einen Propheten hielten. Ich stellte ihm ferner vor, daß er es sei, auf den Noah, Abraham, David und alle Propheten als ihren Erlöser gehofft, auch im Glauben an ihn Vergebung der Sünden erhalten hätten. Muhamed selbst habe ein großes, ehrenvolles Zeugniß von ihm als einer sehr heiligen Person abgelegt. Weil nun Jesus Christus selbst sage, daß er sein Leben für die Sünde der Welt hingebe, und daß nur die, welche an ihn glauben, von Sünden erlöst und selig werden könnten. — Wenn nun dieses sein eigenes Zeugniß nicht wahr sei, so müßte auch Muhamed ein falsches Zeugniß von ihm abgelegt haben. Ist aber sein Zeugniß wahr, so folgt daraus, daß auch keine Erlösung als nur in ihm zu finden ist. Er erwiderte hier-

auf, daß, ob er gleich wenig Kenntnis in dergleichen Sachen hätte, er doch wohl einsehen könnte, daß das, was ich sage, nicht zu verachten sei. Er habe die Sache noch nie in ernstliche Erwägung genommen und könne auch das Neue Testament in Bengalischer Sprache nicht lesen, wenn ich ihm aber eine Persische Uebersetzung besorgen könne, so wollte er es lesen und der Sache ein ernstliches Nachdenken widmen. Hierauf gab er unsere Traktätchen an die Anwesenden mit der Empfehlung, sie aufmerksam durchzulesen, und ersuchte uns, noch einige Tage bei ihm zu bleiben. Ich sagte ihm, daß dieß jetzt nicht geschehen könnte, daß ich aber, wenn ich wieder dieses Weges reisen sollte, bei ihm zusprechen würde. — Es war schon spät, und unsere mitgereiseten Freunde von Pontchetalopol begehrten ihre Rückreise anzutreten. Nachdem wir nun noch herzlich mit einander gesungen und gebetet hatten, ermahnte ich sie noch, daß sie doch ja an der Wahrheit, welche sie gehört und angenommen hätten, festhalten, den Tod Jesu und sein Verdienst unwandelbar als den einzigen Grund unsrer Erlösung ansehen und uns gelegentlich die Freude machen möchten, viel Gutes von sich hören zu lassen. Sie waren sehr bewegt, versprachen uns oft zu besuchen, und begehrten, daß wir ihnen nach unsrer Rückkunft zu Hause doch gleich einen Brief schreiben möchten. Nachdem wir uns nun gegenseitig der Fürbitte bei dem Herrn versichert, und wir sie der Gnade des Herrn Jesu Christi empfohlen hatten, verließen wir sie und setzten unsre Reise fort. Unterwegs erzählte mir Petumber, daß zu Juggerdundakatty ein Mann mit Namen Seeb Ram Doß wohne, der den Götzendienst verachtete und an 20000 Menschen, sowohl Muhamedaner als Hindus, zu Anhängern hätte.

Petumber glaubte also, daß dieser Mann und seine Freunde die Verkündigung des Evangeliums gern anhören würden. Wir gelangten an einen Fluß, woran Seeb Ram Doß wohnte, und um 6 Uhr waren wir an seinem Hause. Der Ort Juggerdundakatty hatte ein sehr gutes Ansehen, und einen Ueberfluß an Lebensmitteln, besonders an Früchten. Wir fanden den alten Mann unter einem Baume im Schatten auf einer Matte sitzend und von einigen seiner Leute umringt. Auf seinen Befehl ward auch für mich eine Matte hingebreitet, auf welche ich mich ohne Umstände niedersetzte. In kurzer Zeit waren über hundert seiner Leute da und setzten sich um uns herum auf den Boden. Nach einigen Worten kamen wir auf den Zweck unseres Besuches, und ich fing an, ihm den Inhalt der evangelischen Lehre darzulegen, stellte ihm die Unveränderlichkeit Gottes und seiner Liebe, und die Unmöglichkeit dar, ohne Christi Genugthuung mit Gott wieder ausgesöhnt zu werden rc. Dieser alte Mann hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu und sagte, daß es ohne Zweifel wahre Worte seien. Er wandte sich darauf zu seinen Leuten und sprach noch viel mit ihnen. Ich kann unmöglich alles beschreiben, was ich zwei Stunden lang mit diesen guten Leuten gesprochen habe. Es ist genug, wenn ich sage, daß Alles mit theilnehmendem Herzen aufgenommen wurde. Wenn ich die Seligkeit beschrieb, die man empfände, wenn man mit Gott, wie ein Kind mit seinem Vater, in Liebe verbunden wäre, so funkelten dem alten Manne die Augen vor Freude. — Ich machte ihm nun ein Geschenk mit einem Neuen Testamente, welches er sehr vergnügt annahm. Er bewirthete uns und ersuchte mich, einige Tage bei ihm zu bleiben. Sein Sohn, Namens Sonaton, ein schöner,

junger Mann von 20 Jahren, brachte mich an einen geräumigen Ort und breitete daselbst eine Matte aus, um darauf zu schlafen. Der alte Mann unterhielt sich indessen noch mit Bharut und Petumber über Alles, was er gehört hatte, und es war Mitternacht geworden, ehe sie von einander schieden. Ich schlief indessen so sanft und gut, wie ich auf der ganzen Reise nicht gethan hatte. — Am 19. August hatte dieser alte Herr in seinem Garten einen Platz hergerichtet, wo er mit seinen Leuten auf Matten saß, mir aber war ein Stuhl gesetzt. Hier unterredeten wir uns noch über 2 Stunden lang. Zwei Brahminen, die nicht weit von dem Orte wohnen, kamen auch zu hören. Es waren angesehene Männer, und wie ich nachher vernahm, mit den Grundsätzen des alten Herrn einverstanden. Ich legte ihnen hier nochmals den Rath und Willen Gottes zu unserer Seligkeit an ihre Herzen, und sie hörten mit aller Aufmerksamkeit und Beifall zu. Hernach aber thaten sie, besonders der alte Herr, manche verwickelte Frage an mich, die ich aber wegen des Reichthums an Bildern nicht ganz verstehen konnte. Darauf fragte ich die Brahminen, seit wann sie schon die Abgötterei verlassen hätten. Aber sie wollten mit der Antwort nicht heraus. Ich fuhr also fort: ich könne unmöglich von ihnen glauben, daß sie im Ernste dafür hielten, die Götter, welche sich zanken, seien wahre Gottheiten. Sie antworteten, daß ihre Götter, indem sie menschliche Gestalt angenommen, auch als Menschen gehandelt hätten; worauf ich erwiderte, daß Seeb und Durga nichts Menschliches sollten an sich gehabt haben zu der Zeit, als sie sich unter einander zankten. Hierauf schwiegen sie stille, weil sie von der ganzen Gesellschaft ausgelacht wurden. — Der alte Herr war sehr vergnügt, zu

sehen, daß ihre Götter so entlarvt wurden. Ich theilte nun Traktätchen nebst einigen Neuen Testamenten aus und las ihnen aus einem derselben den Inhalt des Evangeliums, und Sonaton las noch ein anderes vor. Der alte Mann sagte mit noch Anderen, daß das recht gute Worte wären. Er nahm mich vor meiner Abreise noch auf die Seite und ermahnte mich mit sichtbarem Eifer, daß wir doch bald ausführen möchten, was Gott uns zu thun befohlen habe. Hierauf brachen wir ab und eilten, unsere Rückreise zu vollenden." — Die Missionsreise blieb nicht ohne Frucht. Nicht allein wurden die von Marshman zurückgelassenen Neuen Testamente und Tractate fleißig gelesen, sondern es kamen auch mehrere Heiden nach Serampore, um daselbst weiteren christlichen Unterricht zu erhalten. Ram Doß sandte Abgeordnete zu den Missionaren mit der Bitte, Schulen und Bethäuser unter seinen Volksgenossen zu errichten. Solche Erfahrungen gereichten den Heidenboten zum Troste, zumal sie an einigen der Neubekehrten Manches zu tadeln fanden. Gokul und Petumber Mittre mußten für einige Zeit ausgeschlossen werden, und Krischna bereitete durch sein heftiges Benehmen ihnen nicht geringe Verlegenheiten. Die Ausgeschlossenen aber kehrten bußfertig zurück, und Gokul entschlief nicht lange nachher in solchem Frieden, daß man seine Landsleute sagen hörte: „möge mein Herz sein wie Gokuls Herz."

Von Serampore ging eine mit jedem Jahre sich erweiternde Missionsthätigkeit aus. Neue Stationen wurden in Dinagepore gegründet, wo Missionar Fernandez thätig war, ferner in Cutwa am Huglyflusse, wo der im Jahre 1803 aus England angekommene Missionar Chamberlain im Segen arbeitete. Carey predigte während seines

Aufenthaltes in Calcutta in einem besonderen Hause zahlreichen Zuhörern das Evangelium, und dadurch wurde die Hauptstadt des britischen Indiens zu einer Missionsstation. Als im Jahre 1805 die Missionare Biß, Mardon, Moore und Rowe in Serampore ankamen, konnten sie folgende Schilderung von der Missionsniederlassung geben: „Unmittelbar an dem eine Viertelstunde breiten Flusse liegt das Missionshaus. Auf einer Treppe steigt man über das steile Ufer zu einer Pforte, und diese führt in einen 120 F. langen und 90 F. breiten Rasenplatz. Von hier geht eine Treppe in das Museum, zu dessen beiden Seiten sich Wohnungen für Missionare befinden. In diesem Theile des Gebäudes ist noch der Predigtsaal mit zwei Nebengemächern eingerichtet und dann der große Speisesaal. Zwei Flügel des Gebäudes bilden die Wohnungen der Brüder Carey und Ward. Br. Marshman's Haus steht 100 Schritte weiter oben am Flusse und ist etwas kleiner als das Missionshaus. Die Mädchenschule befindet sich darin. Zwischen beiden Gebäuden liegt noch die Knabenschule, die Druckerei, Buchbinderei und Schriftgießerei. Dann folgen die Wirthschaftsgebäude." So lieblich sich die Station im Aeußeren darstellte, so erquickend war den Missionaren die Erfahrung, daß die Gnade Gottes an den Seelen einzelner Gemeindeglieder arbeitete. Das zeigte sich besonders bei dem Tode Petumber Schinschi's, welcher in der letzten Zeit auf einer Nebenstation, Suksagor, als Lehrer gewirkt hatte. Er stand bereits in hohem Alter und kränkelte langsam dahin. In kindlicher Demuth sprach er einmal zu Miss. Ward: „Nicht meiner Weisheit und Rechtschaffenheit habe ich es zuzumessen, daß ich ein Christ bin. O nein! es ist lautere Gnade! Ich habe Mittel zu meiner

Herstellung gebraucht, aber umsonst. Gott ist meine einzige Hoffnung. Das Leben ist gut, aber völlig erlöset sein, ist noch viel besser!" Von seiner noch dem heidnischen Aberglauben ergebenen Familie sagte er: „Mein Herz ist los von ihnen, ich kann nur noch für ihre Errettung beten." Von sich selbst bezeugte er: „Ich besitze den Frieden, welchen der h. Paulus in den Einleitungen seiner Briefe anwünscht." Als er sein nahes Ende fühlte, sammelte er die eingeborenen Christen um sein Sterbelager, ließ sich von ihnen ein bengalisches Lied über das Blut Christi vorsingen und entschlief sanft und selig. Sein Tod war der Anfang einer neuen Lebensregung. Seine Gattin und noch zwei andere Hindus, welche ihn sterben gesehen hatten, wurden bekehrt. — Besondere Hoffnungen erweckten die Hindu-Jünglinge, welche unter Marshman's Leitung zu künftigen Lehrern ihres Volkes herangebildet wurden. Doch fehlte es auch hier nicht an schweren Prüfungen. „Ein Brahmine trat einmal," so berichtet Miss. Ward, „als ich in der Schule unter meinen Bengalesen saß, herein, wohlgekleidet, ehrwürdig, mit grauem Haupte und sprach mit gefalteten Händen und in flehendem Tone: Sahib, ich komme, Dich um ein Almosen zu bitten, — ja — fuhr er hastig und weinend fort, — um ein — Almosen. Da er so stehen blieb, und Thränen über sein Angesicht rollten, bat ich ihn, sich näher zu erklären. Mit Mühe brachte ich ihn dazu. Er sagte: Gib mir meinen Sohn! Auf die Frage, wo dieser sei, zeigte er schluchzend auf den jungen Brahminen Sorup: Das ist mein Sohn. Wir suchten den alten Mann zu trösten und baten ihn, in der Verandah Platz zu nehmen. Er that es, aber weinte fort, indem er erzählte, daß seine Gattin vor Kummer um den Sohn

sterbe, und bat, diesem nur einen Besuch in der Heimath zu gestatten, von welchem er ja wieder zurückkehren könne. Seine Heimath, die er mir nannte, war ein Dorf, 28 Meilen (engl.) von hier. Ich erklärte ihm, wie sein Sohn freiwillig zu uns gekommen und auch jetzt noch völlig frei sei, zu thun, wie er wolle. Jetzt warf sich der arme Greis mit einem Thränenstrom zu meinen Füßen, um zu danken. Ich vermochte ihn, aufzustehen und suchte seine Bewegung zu beschwichtigen, mahnte ihn aber zu bedenken, was er thue, wenn er seinen Sohn auf den Weg des Verderbens zurückziehe. Nur eine Bedingung machte ich, daß Sorup noch die nächste Nacht hier bleibe, um ruhig zu überlegen und zu beten. Der Vater wollte nicht, aber endlich ergab er sich, als ich ihn auf das Alter seines zwanzigjährigen Sohnes aufmerksam machte, das ihn befähige, selbst zu wählen. Nun folgte eine Unterredung zwischen beiden, der Sohn war aber entschlossen, zu bleiben, und erklärte dies dem Vater und den ältern Hinduchristen mit tiefer Bewegung. Der alte Mann sank weinend zu Boden. Am folgenden Morgen kamen viele Leute vor das Schulhaus, aber nochmals erklärte Sorup seinen Entschluß, bis endlich sein betagter Vater von seinen Schülern hinweggebracht wurde. — Die Krankheit der Mutter zeigte sich nachher als eine bloß angebliche.“ — Die Mutter des Hinduknaben Gorachund suchte ihren Sohn gleichfalls erst durch Thränen und Bitten, hernach durch die Drohung, sie wolle sich im Ganges ertränken, hinwegzulocken. Als ihr das nicht half, suchte sie Hülfe bei der Obrigkeit. Eine durch dieselbe angestellte genauere Untersuchung ergab, daß es des Knaben freier Entschluß war, ein Christ zu werden, und daß die Verwandten beabsichtigten, ihn in Eisen zu legen

und einzusperren. Die Mutter wurde deshalb mit ihrer Klage abgewiesen. Am folgenden Morgen wurde Missionar Ward, der gerade in der Druckerei beschäftigt war, benachrichtigt, Gorachund werde so eben mit Gewalt fortgeschleppt. „Ich eilte hinaus," erzählt er, „sah das Boot mit dem Knaben, der jämmerlich schrie, und den Einer am Halse festhielt, während Mehrere ihn in's Boot niederdrückten, am Hause vorbeifahren. Schnell rief ich Br. Marshman, und in einer Minute war Alles, Schüler, Diener und Lehrer am Strande. William Carey sprang in's Boot und ruderte mit den Bootsleuten mit aller Anstrengung fort, während wir andern am Ufer voll Angst folgten. Endlich entkamen beide Boote unserm Blicke. Ich holte ein Fernrohr, und jetzt sahen wir, wie William die Räuber einholte und den Knaben aus ihren Händen riß. Die Heiden waren feige, sonst hätte er nicht so leicht gesiegt. Die Mutter schlug sich den Kopf auf den Boden ihres Fahrzeuges, als sie sah, wie aller Widerstand umsonst war. Gorachund aber kam voll Freude zurück." —

Der Segen, welchen der Herr auf die bisherige Thätigkeit der Missionare gelegt hatte, gereichte ihnen zu kräftigster Ermunterung, so daß sie sich viel mit dem Gedanken an die Gründung neuer Missionsstationen und an die Uebersetzung der heiligen Schrift in sämmtliche Hauptsprachen Indiens beschäftigten. Unerwartet aber trat ein Vorfall ein, der plötzlich ihre weitaussehenden Pläne vernichtete, ja dessen Folgen die Existenz des Missionswerkes überhaupt ernstlichst bedrohete. Im Jahre 1806 kamen die für die Mission in Serampore bestimmten Missionare Chater und Robinson in Calcutta an. Bei ihrer Anmeldung auf dem brittischen Polizeiamte wurde ihnen die Weiterreise nach

dem Orte ihrer Bestimmung untersagt. Zugleich wurde den übrigen Missionaren mitgetheilt, daß das General-Gouvernement nicht wolle, „daß sie sich durch Predigten und Unterricht in die Vorurtheile der Eingeborenen einmischen, auch weiter keine Bücher unter sie vertheilen sollten, und daß den neubekehrten Einwohnern nimmermehr gestattet sei, in's Land zu gehen und das Christenthum unter ihrem Volke zu verbreiten.“ Eine Meuterei unter den eingeborenen Soldaten in Vellore hatte die allzuängstliche Regierung zu diesem Verbote wahrscheinlich veranlaßt, das den Missionaren wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam. Sie wußten anfangs nicht, wie sie sich zu dem harten Befehle stellen sollten, doch hielten sie es für gerathen, um aller nachtheiligeren Folgen willen demselben zu gehorchen, zumal die brittische Regierung ihrer Missionsarbeit in Serampore kein Hinderniß in den Weg legen wollte, wenn sie dieselbe nicht öffentlich, sondern in ihrem eigenen Hause trieben. Auch konnten sie ihre Druckschriften verbreiten, nur solche nicht, welche die Hindureligion schmäheten; den bekehrten Eingeborenen ward erlaubt, mit ihren Landsleuten über religiöse Gegenstände zu reden, nur sollten sie nicht im Namen der Missionare auftreten. Im Jahre 1807 wurde dieser Befehl förmlich zurückgenommen, und dadurch waren alle Hindernisse beseitigt, durch welche sich die Brüder hätten beengt fühlen können.

Die Mission entwickelte sich seitdem ungestört auf die lieblichste Weise. Die Missionare hatten sich unter den Europäern solche Achtung erworben, daß ihnen das öffentliche Predigtamt in der Stadt angeboten wurde. Die Schulen hatten gesegneten Fortgang; und daß ihre Arbeit an den Seelen nicht vergeblich war, das zeigte der christliche

Lebenswandel der Neubekehrten, und die selige Freude, mit welcher Einige von ihnen von dieser Welt schieden. Namentlich war der Tod des Hindu Futika, der auf den Flügeln des Gesanges: Ew'ges Heil in Christi Tod ꝛc. heimging, ergreifend und erbaulich.*) Carey widmete sich mit unermüdetem Eifer den Uebersetzungsarbeiten, welche er nach und nach auf alle asiatischen Sprachen ausdehnen wollte. Ein empfindlicher Verlust traf die Brüder im Jahre 1812, als ihre Druckerei in Flammen aufging; mit großer Mühe wurden die Pressen, die Werkzeuge zur Schriftgießerei und die Papiermühle gerettet, aber an 8000 Pfd. Lettern gingen verloren. Am schmerzlichsten war der Verlust mehrerer werthvoller Handschriften, die Frucht langjähriger mühsamer Arbeiten Carey's. Die christliche Liebe der Missionsfreunde in Indien und Europa wetteiferte, den verursachten Schaden zu ersetzen, und nach nicht langer Zeit waren die Druckarbeiten wieder in vollem Gange. Carey tröstete sich über den Verlust der Handschriften mit dem Gedanken, daß eine zweite Bearbeitung Vollkommeneres, als das Eingebüßte, zu Tage fördern werde, und muthig griff er das Werk an. „Unsere Druckerei," schreibt er am 25. März 1812 an seinen Freund Fuller, „ist mit Allem, was sich darin befand, vom Feuer verzehrt, und uns dadurch ein Schaden von wenigstens 75—80,000 Gulden verursacht worden. Leider sind bei diesem Brande mehrere wichtige Manuskripte zu Grunde gegangen, und ich habe zwölf Monate angestrengt zu arbeiten, um wieder zu ersetzen, was das Feuer verzehrt hat. Der Verlust der übersetzten Manuskripte in der Telinga-, Carnata-, Scheikh-, Sanskrit- und

*) Sein Leben ist ausführlich beschrieben in R. Vormbaum, Missionssegen. S. 13 ff.

Assamsprache ist wohl dabei am empfindlichsten, aber wenn man, wie sauer man auch dazu kommen mag, einen Weg zum zweiten Male zurücklegen soll, so thut man dies doch mit größerer Sicherheit, als das erste Mal, und ich darf hoffen, daß das Werk an seinem wahren Werthe nichts verlieren wird. Wir müssen eben wieder von vorne an beginnen und sind deshalb nicht muthlos. Wirklich habe ich mich auch bereits daran gemacht, die verlornen Manuskripte aufs neue auszuarbeiten, und ich darf hoffen, Druckmaterialien bereit zu haben, sobald unsere Pressen wieder aufgerichtet und neue Schriften gegossen sein werden. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! Diese Worte des Psalmisten haben mir durch diese Noth kräftig durchgeholfen."

Während der nächsten Jahre blieb die Missionsarbeit in Serampore ungestört. Immer mehr erweiterte sich ihr Wirkungskreis, man muß staunen über die großartige Thätigkeit, welche von den Missionaren ausging. Neben Abfassung und Herausgabe von Schriften aller Art, darunter ein von dem eingebornen Prediger Tarachund zum Theil verfaßtes Liederbuch, und mehrere Schulschriften, errichteten sie Anstalten zur Bildung eingeborener Schullehrer und Prediger, so wie eine gelehrte Bildungsschule für Hindus und Europäer. Sie hatten die Freude, diese Anstalt bald in schönster Blüthe zu sehen, ihr Erfolg erfüllte sie mit neuem Muthe und Eifer. „Jeden Sonntag," heißt es in dem Berichte vom Jahre 1815, „werden hier sechs Gottesdienste gehalten, 7 Uhr Morgens bengalisch in der Schule für Hindu-Christen und ihre Familien, 9 Uhr englisch in der Stadtkirche für die Europäer, 11 Uhr englisch in der Missionskapelle für uns selbst und unsere jungen Leute, Nachmittags 4 Uhr bengalisch im Missionshause für die Hindu-

Christen, die Diener und die Kinder der Armenschule, 7 Uhr englisch für die Glieder des Hauses. Ueberdies findet eine Versammlung bei einem Eingebornen statt, wie auch mehrmals in der Woche; einer unsrer Gehülfen geht zu den Strafgefangenen und predigt ihnen das Wort. Die naheliegenden Dörfer, in welchen 92 Schulen mit 7188 Schülern errichtet sind, werden die Woche durch besucht. — Die Zöglinge der Erziehungsanstalt wachsen sichtlich in der Erkenntniß Jesu Christi. — Der Bibeldruck geht in Sanskrit, Bengalisch, Orissa, Mahrattisch, in Hindustani, Brij-Bhasa oder reinem Hindi, in mehreren Dialekten dieser Sprache, in Telinga (Telugu), Carnata (Canaresisch), Konkani, in den Sprachen des Induslandes, in Afghanisch und Seikhsprache, in Kaschmirisch, Nepalesisch, Assamesisch, in der Kassaysprache, in Birmanisch und Chinesisch seinen guten Gang, und ein größerer oder kleinerer Theil der heiligen Schrift ist in jeder dieser Sprachen vollendet." Die Seele aller dieser literarischen Thätigkeit war Carey. Mit dem bewundernswerthesten Fleiße arbeitete er Sprachlehren und Wörterbücher aus und beschäftigte sich daneben mit Uebersetzung und Herausgabe von Erzeugnissen der älteren indischen Literatur, wobei er namentlich von der asiatischen Gesellschaft in Calcutta unterstützt wurde. Diese schriftstellerische Thätigkeit war eigentlich nur die Vorarbeit zu den Bibelübersetzungen, welche nach und nach in 40 verschiedenen Sprachen unternommmen wurden. Daß für sie die Kräfte eines einzelnen Mannes nicht ausreichten, liegt auf der Hand; Carey hatte aus allen Provinzen Gelehrte nach Serampore gezogen, welche ihre Gaben und Kräfte der Verbreitung der heiligen Schrift widmeten. Er selbst hatte die bengalische und Sanskritübersetzung, freilich nicht nach den Grundtexten,

sondern nach der englischen Uebersetzung, angefertigt, und diese wurden wiederum von den einzelnen Uebersetzern zu Grunde gelegt. Er mag uns näher in diese großartige Thätigkeit und seinen Antheil an derselben einführen. In einem Briefe vom 15. Oktober 1815 schreibt er: „Die Uebersetzungen der heiligen Schrift sind nunmehr so zahlreich geworden, daß das Werk eine hohe Bedeutsamkeit hat. Unter der gnädigen Leitung Gottes haben wir durch sorgfältige Bemühungen zu Serampore nunmehr eine bedeutende Anzahl von Sprachgelehrten aus allen Theilen Indiens zusammengebracht, welche sich mit dem Uebersetzungswerke beschäftigen, und die, würden sie entlassen, nicht leicht wieder in dieser Weise vereinigt werden könnten. Diese Männer machen die erste rohe Uebersetzung der heiligen Schriften in ihre besonderen Volkssprachen, indem einige die bengalische, andere die hindostanische und wieder andere die Sanskrit-Uebersetzung des neuen Testamentes zur Unterlage haben, je nachdem sie die eine oder andere am besten verstehen. Sie gehen mit einander und mit anderen Punditen dabei zu Rathe, welche seit einer Reihe von Jahren als Correktoren bei der Presse angestellt sind und die heiligen Schriften beinahe auswendig kennen. Auf diese Weise gewinnen wir das sichere Idiom jeder einzelnen Sprache, worauf ich das Ganze prüfe und die Veränderungen, welche dabei erforderlich sind, mache. Am Ende werden Männer aus jedem einzelnen Volke herbeigezogen, um die Probe mit ihnen zu machen, ob sie die Uebersetzung wirklich richtig verstehen. Die Zahl der indischen Sprachen ist ungleich größer, als ich und Andere bisher gedacht haben, indem wir von der Voraussetzung ausgingen, daß im Norden und Westen Indiens die Hindu- oder hindostanische Sprache allge-

mein gesprochen werde. Aber was wir bisher bloß für eine Varietät von Mundarten gehalten haben, das sind wirklich verschiedene Sprachen, freilich immerhin demselben Mutterstamme, dem Sanskrit, entsprossen, aber doch in ihrem inneren Bau und ihren Wortendungen so verschiedenartig gebildet, daß die Bewohner der benachbarten Länder sie nicht verstehen. Die Gleichheit des Wörtervorrathes in allen diesen Sprachen macht es mir indeß vergleichungsweise leicht, die Richtigkeit der Uebersetzungen zu beurtheilen und mir daher die Lösung einer Aufgabe möglich, welche demjenigen, welcher mit dem Sanskrit und den abweichenden Beugungen der verwandten Sprachen nicht bekannt ist, geradezu unmöglich sein würde.“ Es stellte sich indessen später heraus, daß die auf diese Weise bearbeiteten Bibelübersetzungen an vielfachen Unvollkommenheiten litten, welche Carey trotz seiner außerordentlichen Sprachkenntnisse nicht hatte beseitigen können. Diesen Umstand benutzten die Feinde der Bibelverbreitung zu allerlei Anklagen und Verdächtigungen.*) Als Ward im Jahre 1820 sein englisches Vaterland besuchte, wurden diese Fehler in den übersetzten Schriften öffentlich in einer Weise gerügt, welche die Missionare

*) Schon früher hatte die brittische Bibelgesellschaft, welche Carey's Arbeiten wesentlich unterstützt hatte, sich genöthigt gesehen, diese Unterstützungen zurückzuziehen, weil Carey in der zweiten Auflage des bengalischen Neuen Testamentes Wörter gebraucht hatte, welche den Irrthümern der Baptisten eine biblische Grundlage zu geben geeignet waren. So hatte er für das Wort „Taufen“ eine Bezeichnung gewählt, welche das Besprengen mit Wasser ausschloß und das tiefste Untertauchen ins Wasser ausdrückte. In späteren Berichten Carey's finde ich jedoch erneuerter Unterstützung Seitens der Bibelgesellschaft wieder erwähnt.

nur mit Betrübniß erfüllen konnte. Ja man ließ sich zu der Behauptung fortreißen, daß unter den 700 Getauften, Hindus und Muhamedaner, nicht ein wahrer Christ zu finden sei. Solchen Beschuldigungen konnten die Missionare aber getrost das selige Ende so mancher Entschlafenen, so wie die treue Glaubens= und Liebesarbeit der Nationalgehülfen entgegen stellen.**)

Eine schwere Zeit begann für Carey und seine älteren Mitarbeiter seit dem Jahre 1817, wo unter den Missionaren Streitigkeiten über die Leitung und Beaufsichtigung der Mission entstanden. Carey, Marshman und Ward hatten stets im besten Einvernehmen gestanden und theilweise mit ihren eigenen Mitteln die Serampore=Mission unterhalten. Die später nachgesendeten jüngeren Brüder wollten sich nicht der Führung der älteren fügen; auch beanspruchte die englische Gesellschaft einen größeren Antheil an der Oberleitung der Mission, als ihr bisher zugestanden war. Da die älteren Missionare sich diesem Verlangen nicht fügen wollten, so entstand zwischen ihnen und der Muttergesellschaft ein Riß, der nach langem Hin= und Herschreiben im Jahre 1827 die förmliche Trennung von der heimathlichen Gesellschaft zur Folge hatte. Carey bedauerte diese Streitigkeiten um so mehr, als dadurch die Ausführung seiner Pläne, ganz Bengalen mit dem Missionsnetze zu überziehen, für immer unmöglich gemacht wurde. Aber er trauerte nicht hoffnungslos. Er war überzeugt, daß zuletzt doch Alles zum Besten werde gelenkt

**) W. Ward's Farewell letters to a few friends in Britain and America on returning to Bengal in 1821. London 1821. Uebersetzt im Baseler Miss.=Mag. Jahrg. 1823. S. 342 ff.

werden. Im Jahre 1820 schrieb er: „Alle diese Partei-Streitigkeiten, von denen oft in ihrem Fortgange so viel Verderben herkommt, sind wie die Gegenden, in welchen viele Flüsse so nahe beisammen entspringen, daß der Quellbezirk zum Moraste wird. Nicht weit davon fallen mehrere dieser Flüsse in einen derselben, dieser wird groß und befeuchtet ein ganzes Land, oder sie wenden sich nach ferneren Gegenden und machen diese voll Fruchtbarkeit. So, hoffe ich, wird es auch mit diesen Ereignissen werden, die in ihrem Anfange jedem, der den Heiland lieb hat, nur betrüben können. In Kurzem wird vielleicht Alles durch die göttliche Weisheit zu einem großen Endziele geleitet werden. Die Theilnahme an der Sache Christi hier in Indien ist sichtbar im Wachsen, dessen muß ich mich freuen, wer auch immer das Werkzeug dazu sein mag. Vergleiche ich Indien, wie es jetzt ist, mit dem, was es vor 27 Jahren war, als ich hier ankam, welche große Veränderung! Damals gab es in Bengalen nicht über sechs Personen, die, auch das Wort im weitesten Sinne genommen, Christen heißen konnten. Jedermann brüstete sich mit seinem Unglauben, und jene sechs waren weit zerstreut und mir unbekannt. Jetzt ist die Zahl derer, die Gott fürchten, in allen Theilen Indiens beträchtlich und fast auf jeder etwas bedeutenden Station findet man gläubige Europäer oder Eingeborene. Das ist des Herrn Werk und ist wunderbar vor unsern Augen!" — Solche Erfahrungen ließen ihn das Drückende der äußeren Verhältnisse leichter ertragen, so daß er mit seinen älteren Freunden das begonnene Werk fröhlich fortsetzen konnte. Auch der im Jahre 1823 erfolgte Tod des Missionar Ward, welchem bald darauf Carey's ältester Sohn Felix folgte, brachte, wiewohl er dem alternden

Vater tiefe Wunden schlug, keine besonderen Hemmnisse; das Werk ging in stiller Weise ohne wichtigere Ereignisse im Segen fort.

Viertes Kapitel.

Die von Serampore aus gegründeten Missionen.

W. Carey's letzte Lebensjahre.

Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet. Lucä 12, 37.

Ehe wir Carey und die von ihm geleitete Serampore-Mission weiter begleiten, werfen wir einen Blick auf die auswärtigen, von Serampore ausgegangenen und unterhaltenen Missionsstationen. Ihre Gründung und Entwicklung hängt mit dem Leben Carey's so innig zusammen, daß ohne die Darstellung ihrer Geschichte das Bild des edlen Mannes ein unvollständiges sein würde. Der Ausdehnung der Missionswirksamkeit hat er während seines vierzigjährigen Aufenthaltes in Indien seine Kräfte gewidmet, und ob seine anfangs sehr weit aussehenden Pläne nicht ganz verwirklicht wurden, so hat er doch die Freude gehabt, im Lande hin und her und selbst über seine Grenzen hinaus Pflanzungen Gottes entstehen und gedeihen zu sehen, von denen die Erkenntniß des Herrn in die von heidnischer Finsterniß beherrschte Umgegend ausgegangen ist. Dem Namen nach erwähnen wir nur die Missionen in Samarang auf der Insel Java, zu Rangun im Königreiche Birmah, auf der Insel Mauritius, ferner die im Reiche Orissa und

in Hindostan zu Agra, Digga und Patna, um über die in Bengalen liegenden wichtigeren Stationen näher berichten zu können. Unter ihnen steht in erster Stelle, zwar nicht dem Alter, aber der Bedeutung nach, Calcutta. Wir hörten, daß die Hauptstadt des brittischen Indiens lange Zeit den Missionaren verschlossen blieb. Die Anstellung Carey's als Lehrer am Collegium zu Fort William hatte die Gründung einer Missionsstation zur Folge. Seine öftere Anwesenheit in der Stadt veranlaßte einige christliche Europäer zu der Bitte, ihnen je und dann eine Erbauungsstunde zu halten. Zu dem Ende mietheten die Serampore-Brüder im Jahre 1803 ein kleines Haus, in welchem Carey und Marshman ganz in der Stille ihre Predigten hielten. Die Zahl ihrer Zuhörer belief sich anfangs nur auf 10 bis 20. Das Senfkorn aber wuchs bald: nicht vergebens war den Eingeborenen die Thür zum Evangelium geöffnet. Bald traten an die Seite der Missionare eingeborene Hindus als Zeugen der christlichen Wahrheit, unter ihnen der uns bekannte Erstling der Seramporemission Krischna und ein früherer Brahmine Ram Mohun. Zahlreiche Neue Testamente wurden in der Stadt und Umgegend in Umlauf gesetzt, und in den mit Hülfe christlicher Freunde eingerichteten Schulen wurden in die Herzen der Hindukinder die ersten Samenkörner des Evangeliums gelegt. In einzelnen umliegenden Dörfern entstand eine große Bewegung. In Krischnapur wurden Dschagganath, Sebukram, Krischna Daß und Andere von der Wahrheit überzeugt und ließen sich trotz der heftigen Feindschaft ihrer Angehörigen taufen. Die brittische Behörde, durch solche Bewegung beunruhigt, suchte dieselbe zu unterdrücken, allein ihre Befehle hatten zur Folge, daß die Baptistengemeinde

durch europäische, besonders durch portugiesische, Einwohner um ein Bedeutendes verstärkt wurde, so daß die Erbauung einer eigenen Capelle nöthig war. Besonders thätig war seit dieser Zeit Krischna.*) Mit Kraft und Feuer pre-

*) Wie sein Genosse Tarachund war auch Krischna ein Mann von nicht gewöhnlicher poetischer Begabung; er verfaßte mehrere Lieder in bengalischer Sprache für den gottesdienstlichen Gebrauch, von denen ich hier eine Probe gebe.

An den Erlöser.

Vergiß den Freund, o Seele, nie,
Der einst der Sünde Last und Müh
Für dich ertrug, an seiner Hand,
Vermeide stets der Götzen Tand.

Brumhu*) ward Mensch, wie ich es bin,
Er gab für mich in Tod sich hin,
Zerbrach das Joch und trug die Schuld,
Darum vergiß nie seiner Huld!

Fort Sündenweg, dich mag ich nicht;
Der Herr bleibt meine Zuversicht:
Für mich stieg er vom Himmelsthron,
Vergiß Ihn nicht, er ist dein Lohn.

Der Wahrheit Bild, der Gnade Glanz
Umstrahlet Ihn; dein ist er ganz.
Und du, der Sünde Thor, vergiß'st
Der Liebe, die unendlich ist?

Ach nein, wenn selbst das Auge bricht,
Entschwind' er meinem Herzen nicht;
Und wenn ich dann der Erd' entflieh,
Sei's Sterbewort: Vergiß ihn nie.

*) Name des höchsten Gottes im Sanskrit.

digte er auf den Marktplätzen der Stadt, auf den Straßen, in den Gefängnissen, die evangelische Wahrheit, ohne Ansehen der Person. „Bruder!“ rief ihm einmal einer seiner Landsleute zu, „du sprichst gute Worte und hast viel Weisheit, aber warum hast du deine Kaste weggeworfen?“ — Krischna erwiderte: „Der Mann, der seine Kaste behält, kann nicht selig werden. Wer die Kaste hält, ist sehr stolz, und wer stolz ist, kann nicht in's Reich Gottes eingehen. Und wie ein irdischer Richter den Brahminen so gut wie den Sudra verurtheilt, wenn er das nämliche Verbrechen begeht, so wird auch Gott die Menschen nach ihren Werken, nicht nach ihren Kasten richten.“ — Den Europäern sagte er: „Ihr nennt euch Christen, aber Ihr haltet die Gebote Gottes nicht. Wenn Ihr streitet, lüget, schwöret, die Ehe brechet, könnt Ihr nicht Nachfolger Christi sein. Denn dies sind die Werke des Nachfolgers des Satans, nicht der Jünger Christi. Die Christen haben Liebe, Eintracht, Wahrheit und Heiligkeit.“ — Wurde ihm spöttisch die Frage: Wer bist du? vorgelegt, so antwortete er mit schöner Demuth und Offenheit: „Ich bin Krischna, der Zimmermann, aber ich habe mein Handwerk aufgegeben und predige jetzt das Evangelium Jesu Christi. Seht, ich esse jetzt mit Jedermann, nach dem Gebot Gottes: „liebe mich und liebe deinen Nächsten.“ Alle sind meine Nächsten. Ich erhebe mich über Keinen und nenne Niemand klein. Ich bin bereit, um Christi willen Euer Knecht zu sein. Ich bitte Euch, wendet Euch zu Christo.“ Im

---

Ach nie, wenn selbst durch Brand die Welt
Und ihre Lust in Staub zerfällt;
Und auf den Trümmern der Natur
Erblicke deinen Heiland nur!

Jahre 1809 urtheilt Missionar Ward über die Aussichten in Calcutta und in Indien überhaupt: „Krischna hat täglich viel Arbeit. Aber schnelle Bekehrungen, wie wir sie wohl wünschen möchten, erleben wir nicht, und wer in Erwartung solcher als Missionar ausgeht, möchte sich meistens täuschen. Wir müssen als gute Streiter Christi die Stadt belagern und nicht weichen, bis sie erobert ist. Fällt sie nicht, so lange wir leben, so befehlen wir mit unserem letzten Hauche das Werk unsern Nachfolgern. Auch Missions-Gesellschaften müssen ihre Arbeit auf mehrere Menschenalter berechnen und die Aussendung von Boten zu einer so regelmäßigen Aufgabe machen, wie man in der Kirche die Anstellung von Predigern betrachtet. Es ist eine Arbeit, an der unsere Kinder und Kindeskinder noch zu thun haben werden. Die 60 Jahre englischer Herrschaft in Bengalen haben große Aenderungen gebracht, noch 60 Jahre, und sie wird noch viel stärker sein. Man sagt hie und da, die Zeit der Heidenbekehrung sei noch nicht da. Wohl, die Zeit mag noch nicht da sein, da Schaaren durch Eine Predigt gläubig werden, aber die Arbeitszeit ist gekommen." Neben der Predigt des Wortes richtete die Missionsthätigkeit ihr Augenmerk auf die Gründung von Freischulen für Knaben und Mädchen, so wie einer Armenschule für Kinder europäischer Einwohner, die ohne Unterricht und Erziehung sich auf den Straßen umhertrieben. Ein neugetaufter Europäer, Leonard, welcher seine Gaben und Kräfte in den Dienst der Mission stellte, wurde der Mittelpunkt dieser christlichen Liebeswerke in Calcutta. Daß sie reichen Erfolg hatte, das wollen wir nur an einem Beispiele zeigen. Krischna, dem wackeren Hinduprediger, gelang es, das Oberhaupt einer der zahlreichen Sekten In-

diens für das Evangelium zu gewinnen. Er hatte mehreren Anhängern desselben in Calcutta das Evangelium gepredigt, und die Meisten von ihnen erkannten in seinen Zeugnissen die Wahrheit. Sie faßten den Entschluß, bei Gelegenheit eines Festes in Ugrudwipa ihren Ober-Guru um seine Meinung zu befragen. Krischna und Kemol erboten sich, mit ihnen zu ziehen. Sie erreichten nach einer fünftägigen Reise ihr Ziel. Dort trafen sie zu ihrer Freude Missionar William Carey, den zweiten Sohn Dr. Carey's, nebst vier anderen Hinduchristen. „Wir waren," erzählt Krischna, „unsere acht Christen, wohnten in einem Hause und aßen zum Erstaunen der Heiden alle mit einander. Dann traten wir unter die Volksmasse, die gegen 30,000 zählen mochte, und predigten den Tod Christi für die Sünder. Manche forschten, Manche staunten, Andere nahmen das Wort an. Am Abend besuchten wir den Ober-Guru, der mich sehr freundlich empfing, mich auf seinen Stuhl sitzen hieß und mir sagte, er habe längst gewünscht, vom Glauben an Jesum mit mir zu reden. Ich las das fünfte Capitel Matthäi vor, das seinen Beifall fand. Dies, sagte er, sei die wahre Religion, und er wolle zu uns übertreten. Er habe sich bereits von den Götzendienern losgemacht, aber diese verfolgen und schlagen ihn. Die Kaste, erklärte er, ist nicht von Gott, ich will mit euch dem Herrn nachfolgen. Hierauf aßen 30 seiner Schüler von den verschiedensten Kasten, Brahminen, Radschputen, Weber und Gärtner zusammen, und ich aß auf ihre Einladung mit, indem wir Gott bei unserm Liebesmahl priesen. Er verbot Mohun-Mukhuja (einem Brahminen), seinem Sohne die Brahminenschnur anzulegen und dem Rasu, (einem Hindu), seine Söhne mit Götzendienerinnen zu ver-

ehelichen. Einem andern Manne sagte er: Wir kümmern uns nicht mehr um die Kaste, sondern suchen die wahre Religion zu empfangen, in welcher es keine Kaste gibt. Laß uns im rechten Weg wandeln, auf! laß uns nicht länger zögern. Er beschloß, mit seinen Schülern zu sprechen, die alle willig waren, ihm zu folgen, denn, sagte er, ich weiß gewiß, daß nur Ein Gott ist, Eine Religion, Ein Erlöser!" — Im Jahre 1813 entschlief ein treuer Zeuge des Herrn, der Hinduchrist Dip-Chund, selig im Glauben an seinen Heiland, den er in seinem Leben unter Schmach und Verfolgung bekannt hatte. Als einmal einer seiner Begleiter darüber unwillig wurde, gab er demselben die schöne Ermahnung: „Bruder, wir sind Jünger dessen, der als ein Lamm zur Schlachtbank geführt wurde, der mitten unter seinen Mördern unverwandt zum Himmel sah und für sie um Vergebung flehte, während Ein Blick des Zornes von Ihm sie in Asche verwandelt hätte." — Die von Calcutta ausgehende Missionsthätigkeit dehnte sich in immer weiteren Kreisen aus. Als die Missionare Eustachius Carey, Lawson, Yates, Pearce u. A. sich von der Seramporemission trennten, begannen sie unter unmittelbarer Aufsicht der englischen Baptistengesellschaft in Calcutta ihre Arbeit. Missionare anderer Gesellschaften traten ihnen auf diesem Arbeitsfelde zur Seite, so daß Calcutta der Centralpunkt der bengalischen Mission wurde, während die literarischen Unternehmungen der Missionare ihren Ausgangspunkt in Serampore behielten. —

In Dinagepore hatten Missionar Thomas und Fountain die ersten Samenkörner des Wortes ausgestreut. Von hier aus konnte auch Malda und Mudnabatty, welches seit Carey's Niederlassung in Serampore verwaist

war, erreicht werden. Später wirkte daselbst Missionar Fernandez, neben welchem die Hinduchristen Goluk und Futika thätig waren. Lehrend und predigend durchzogen sie und andere bekehrte Eingeborene das Land, oft sammelten sich 500—600 Zuhörer um ihre Zeugnisse. Im Jahre 1810 wurde als zweite Station in dieser Gegend Saddamahl, etliche Meilen westlich von Dinagepore, von William Carey, dem Sohne, besetzt, doch bald wieder aufgegeben, weil Fernandez dahin leicht gelangen konnte. Die Predigt blieb auch hier nicht erfolglos, unter vielen Hindus erwachte ein Verlangen nach dem Frieden, der aus der Vergebung der Sünden kommt. Im April 1811 schreibt Fernandez: „Zwei Männer und drei Frauen haben die heilige Taufe empfangen. Einer der Ersteren war durch eine Predigt Carey's, der andere durch eine Krankheit zur Erkenntniß seiner Sünden gekommen, die Mutter des Letztern hatte zu Jesu um seine Genesung gebetet und nach der Erhörung ihres Flehens sich für Christum entschieden. Die Frau eines Moslems ist durch die Gebete unsrer Hindubrüder erweckt worden. Die Gemeinde zählt jetzt 16 Glieder.“ Schon nach zwei Jahren war diese Zahl um das dreifache angewachsen, wozu eine schnell aufblühende Schule nicht wenig beitrug. Im Jahre 1815 konnte man in die Hunderte zählen, welche den christlichen Unterricht empfangen hatten, und mehrere Schulen, in denen die Hindujugend unter dem Einfluß des Wortes Gottes heranwuchs. Im Jahre 1818 besuchte Marshman die Station und hinterließ gesegnete Spuren seiner Wirksamkeit. Wie von den übrigen Stationen, so durchzogen auch von Dinagepore fortwährend Nationalgehülfen die Umgegend. Unter ihnen zeichnete sich besonders Sidhiram, der in Sadda-

mahl seinen Wohnsitz hatte, aus. Auf diese Weise wurde das Evangelium in die oberen Gegenden Bengalens gebracht, und die Gleichgültigkeit gegen die Götzen nahm so zu, daß die Tempelgebäude verfielen oder um ein Geringes verkauft wurden. „Mit Freuden benachrichtige ich Sie," schreibt Fernandez, „daß ich letzten Sonntag zwölf neubekehrte Hindus im Taganflusse getauft habe, in Gegenwart einer großen Menge Eingeborener, von denen Viele durch die Feierlichkeit dieser Handlung gerührt worden zu sein scheinen. An demselben Tage feierte ich mit 56 Hindubrüdern und Schwestern das heilige Abendmahl. Seit meinem letzten Schreiben sind drei der eingeborenen Christen selig aus der Zeit gegangen, und Mehrere aus unserer Gemeinschaft um ihres Wandels willen ausgeschlossen worden, so daß gegenwärtig unser kleines Gemeindlein aus 88 Seelen besteht. — Den ganzen Tag über machen mir die Besuchenden genug zu thun, und am Abend wandere ich hinaus, um den armen Hindus den Weg des Heils zu verkündigen. Die eingeborenen Christen haben drei Gebetsversammlungen in der Woche, die ich abwechselnd besuche. Mein Gehülfe Sidhiram bringt seine Zeit größtentheils in dem benachbarten Dorfe Saddamahl zu, von wo aus er zugleich die benachbarten Marktflecken besucht. Meine Schule scheint einen gesegneten Fortgang zu gewinnen. Sie wird von 70 Schülern besucht, von denen bereits Viele das Wort Gottes zu lesen begonnen haben." — Am 22. Juni 1824 meldet derselbe: „Es freut mich, Ihnen berichten zu können, daß fünf Hindus, vier Männer und eine Frau, am 6. dieses hier auf das Bekenntniß ihres Glaubens an den Herrn Christum getauft worden sind, und daß an demselben Tage 33 christliche Brüder und

Schwestern mit einander am Gedächtnißmahl der sterbenden Liebe Jesu Christi sich versammelt haben. Unser Christen-Gemeindlein besteht nunmehr aus 92 Gliedern, von denen mir Viele durch ihren wahrhaft christlichen Wandel große Freude bereiten. Diese Freude ist jedoch durch das unordentliche Verhalten einiger da und dort getrübt worden. Auch sind drei derselben im Glauben an den Herrn Jesum seliglich entschlafen. Die Gesammtzahl der christlichen Eingeborenen beläuft sich nunmehr auf 166 Hindus, von denen 90 hier und 76 zu Saddamahl wohnen. Jeden Abend der Woche bringe ich mit dem Unterrichte derselben zu; auch befinden sich 6 neue Mitglieder im Vorbereitungsunterrichte zur heiligen Taufe bei mir. — Mit meiner Schule geht es noch immer ziemlich gut von Statten. Die Schüler machen schnelle Fortschritte sowohl im Lernen überhaupt, als in der Erkenntniß der Lehre Christi. Die Zahl derselben ist 70, obgleich einige von ihnen nicht regelmäßig die Schule besuchen. Es verlangt mich sehr, zu Saddamahl eine Schule zu errichten, da nicht nur viele Kinder der eingeborenen Christen daselbst sind, sondern auch die heidnischen Hindus und Muhamedaner gerne ihre Jugend unterrichten lassen wollen." — Im Jahre 1829 belief sich die Seelenzahl der Gemeinde auf 178. Als Fernandez im Jahre 1830 in hohem Alter starb, folgte ihm ein in Indien erzogener Europäer, Missionar Smylie.

Die Missionsstation Cutwa oberhalb Serampore am Huglyflusse wurde von Missionar Chamberlain gleich nach seiner Ankunft in Serampore im Jahre 1803 besetzt. Die Anfänge seiner Thätigkeit gingen durch viel Noth. Fast zwei Jahre hatte er auf seinem einsamen Posten gestanden, und nur eine Seele war für den Herrn gewonnen. Zwei

Gattinnen wurden ihm nach einander durch den Tod entrissen. Höhnend fragten ihn die Heiden: „Wo ist dein Gott? Jesus Christus soll zu uns kommen, dann wollen wir ihm glauben. Siehe, unsere Götter haben wir vor Augen. Wen hast du bekehrt, du bist jetzt Jahre lang da, und was hast du gewirkt?" — Oft, wenn er ihnen das Elend des Götzendienstes darstellte, überschrieen sie ihn, so daß er sich zurückziehen mußte. Doch er hielt aus in Glauben und Geduld. Er fuhr fröhlich fort, die Schrift auszubreiten und die vielen Cutwa umgebenden heiligen Orte der Hindus zu besuchen, wo er zahlreichen Versammlungen das Wort Gottes predigen durfte. Fünf Seelen waren endlich der Preis seiner Arbeit, von denen einige, besonders Kangali, ihm wackere Gehülfen wurden. Von Serampore wurden ihm die Nationalgehülfen Sebukram und Surup zugesendet, später traten ihm eine Zeit lang die Missionare Mardon und Robinson zur Seite. Die Erfahrungen, welche die Missionare auf allen Stationen machten, waren auch hier dieselben. Durch die Tractate, welche nach allen Seiten hin ausgebreitet wurden, erwachte in manchem Heiden ein Fragen nach der Seligkeit, während andere mit allen Kräften dem Eindringen des Evangeliums zu wehren suchten. Chamberlain stand auf seinem Posten bis zum Jahre 1810, wo er von Serampore den Auftrag erhielt, nach dem Norden Indiens vorzurücken und Agra, ja wo möglich das Land der Seikhs zu seinem Arbeitsfelde zu erwählen. Seinem Nachfolger in Cutwa, William Carey, konnte er eine in trefflichem Zustande befindliche Schule, so wie ein kleines hoffnungsreiches Gemeindlein übergeben. „Viel Samen ist hier ausgestreut," schrieb Chamberlain von seinem bisherigen Wirkungs-

kreise, nicht lange nachher konnte Carey melden, daß der Same Frucht zu bringen beginne. „Ein Kaufmann,“ schreibt er, „der schon früher seine Götzen in Stroh gewickelt und an Br. Chamberlain gesendet hatte, verbrannte neulich seinen Götterwagen, und seinen Tempel gebraucht er als Waarenlager. Wir sind zu ihm nach Lakrakunda gegangen, haben dort viele Leute und besonders die Freunde unsers Kaufmanns getroffen, und zwei wurden auf den Namen Christi getauft. Sie Alle werden verfolgt, bleiben aber der Wahrheit getreu.“ Das Beispiel dieses Kaufmanns, des Namens Rosa Radscha, zog mehrere Hindus nach sich, welche schon lange an dem Treiben der Brahminen Anstoß genommen hatten. Ein zwölfjähriger Knabe ermahnte seine Eltern zur Taufe, welche sie auf das Bekenntniß, daß man allein durch Christum selig werden könne, auch begehrten. Trotz der widerstrebenden Feindschaft der Heiden wurden in den Dörfern Schulen errichtet, und die Verkündigung des Wortes ununterbrochen fortgesetzt. Im Jahre 1813 war die Zahl der bekehrten Nationalgehülfen auf fünf, die der Gemeindeglieder auf sechszehn angewachsen, zu denen im Laufe dieses Jahres noch acht weitere kamen. Um Cutwa entstanden allmählich fünf Nebenstationen, welche von eingeborenen Christen besetzt waren. Auf einer derselben, Suri, mußte sich im Jahre 1818 ein Missionar für die Hindus, auf einer anderen, Berhampur, ein Missionar für die Europäer niederlassen. Carey berichtet vom Jahre 1823: „Im Distrikte Bhirbum wohnen die meisten Glieder meiner Gemeinde. Kangali ist mein bester Reiseprediger, seit 16 Jahren getauft und stets bereit, die Märkte und Festversammlungen zu besuchen, wo er gut aufgenommen wird. Er predigt nicht über einen Schrifttext, sondern er zeigt

seinen Landsleuten die Sünde und das Verderben ihres Weges und das Heil in Christo. Ich glaube nicht, daß ein Hindu, sei es auch ein Gelehrter, wagen würde, mit ihm sich ins Disputiren einzulassen. Puri, sein Sohn, ist nun bekehrt, besucht auch schon die Versammlungen und kann noch Tüchtiges leisten. Surup, sein Neffe, läßt sich ebenfalls gut an. Raddhamahon predigt auch; er hat die Wittwe meines trefflichen Gehülfen Sibu geheirathet. Wenn sie ausgehen, drängt sich das Volk oft zu ihnen, um ihnen Fragen vorzulegen, zu Hause werden sie von manchen Leuten besucht. Bei unsern Ausflügen habe ich das Disputiren, das nur Verwirrung anrichtet, stets vermieden und lieber einfach Christum gepredigt." Im Jahre 1824 waren eilf Schulen errichtet, deren Schülerzahl sich auf 800 belief, so daß es nöthig wurde, den Bezirk in zwei Missionsfelder zu theilen. Carey setzte seine Arbeit zu Cutwa im Segen fort, während Missionar Williamson sich in Suri niederließ. Der erstere hatte unter seiner Aufsicht fünf Schulen, darunter eine Mädchenschule, deren Schülerzahl und Erfolg im Zunehmen war. Von den Wirkungen der Predigt schreibt er: „Eine große Veränderung bereitet sich hier unter den Hindus vor, das Evangelium wird gehört, und die Heidenfeste werden weit weniger besucht, als vordem, weil die Leute die Thorheit derselben einsehen." In einem späteren Briefe theilt Carey über seine Thätigkeit Folgendes mit: „Würden an den volkreichen Orten ringsumher in unserer Nachbarschaft Schulen errichtet, so würden die gesegneten Wirkungen derselben die nämlichen sein, wie wir sie in Europa wahrnehmen. Jede Schule wird regelmäßig vom Missionar besucht, und so würde in jedem Dorfe den Einwohnern die Gelegenheit geöffnet, das Wort

Gottes zu hören; der Missionar würde allmählich das Zutrauen der Einwohner gewinnen, und das nachwachsende Geschlecht zur Aufnahme des Wortes Gottes vorbereitet werden. Ich habe mit meiner kleinen Hindugemeinde regelmäßigen Gottesdienst in meinem Hause; außer diesem verkündige ich an noch drei andern Orten das Wort Gottes, aber die Versammlungen sind nicht so regelmäßig, indem Schaaren von Zuhörern kommen, während Andere weggehen. Die Art, wie ich dabei zu Werke gehe, ist folgende: „Ich nehme einige Vorleser mit mir; wir stellen uns unter das Volk und fangen an, einige Liederverse in der Volkssprache zu singen, während sich eine Schaar von Zuhörern um uns her versammelt. Nun fängt einer der Nationalgehülfen an, einen Abschnitt aus dem Worte Gottes vorzulesen, und einer von uns um den Andern hält sodann kurze Ansprachen an das Volk. Der Gang unsrer Ansprachen besteht meistens darin, daß wir ihnen in möglichster Einfalt sagen: Gott habe den Menschen zu seiner Verherrlichung geschaffen, um ein Ebenbild seines Schöpfers auf der Erde zu sein. Aber der Mensch habe aus eigenem Willen gesündigt, sich von seinem Schöpfer losgerissen und sich dadurch in das große Elend gestürzt, das wir überall auf Erden wahrnehmen. Wir berufen uns hierbei auf die Stellen ihrer eigenen Schasters, um den Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen ihnen darzuthun. Nun führt uns die Rede von selbst auf die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist; wobei wir ihnen am Ende zu zeigen suchen, daß Keiner unter ihnen bis jetzt von uns gefunden worden sei, der auf seinem eigenen Wege die Freiheit von der Uebermacht der Sünde und den Frieden Gottes im Gewissen gefunden habe; daß wir ihnen aber unter den Nach-

folgern Christi Manche zeigen können, die mit allem Ernst nach der Heiligung streben, ohne welche Niemand Gott schauen könne. Dies sind die Beweise, gegen welche sie nichts einzuwenden vermögen, und nicht selten habe ich sie bei diesen Ansprachen in Thränen gesehen." —

In der Gegend um Malda, deren Bevölkerung das Evangelium zuerst durch Carey und Thomas gehört hatte, ließ sich Missionar Mardon zu Goamalty nieder. Mit ihm wirkten Krischna Desa und andere bekehrte Hindus. Der erste Lohn ihrer Arbeit war ein nach Dschagganatha (Juggernauth) pilgernder Radschpute, welchen Krischna Desa unter einem Baume von Krankheit und Strapazen ermüdet fand. Er verkündigte ihm das Wort vom Kreuze; der Heide that für dasselbe sein Herz auf; er fühlte, hier werde ihm mehr geboten, als er je von den Götzen erwarten könne. Er blieb dort und starb nach kurzer Zeit im Frieden Gottes. Mehrere Heiden konnten bald nachher getauft werden, Schulen wurden eingerichtet, und die Predigt fand weit nach Norden hin Eingang. Ein schmerzlicher Verlust traf die Station durch den im Jahre 1812 erfolgten Tod des Missionars Mardon; an seine Stelle trat Missionar Da Cruz aus Calcutta, welcher aber bald wegen Krankheit sich zurückziehen mußte. Die Arbeit eines Nationalgehülfen, welcher in der Umgegend fleißig umherzog, konnte dem Verfall der Schule und Gemeinde nicht wehren; später ließ sich derselbe in Malda nieder.

Wir hörten, daß im Anfange dieses Jahrhunderts Missionar Marshman in Begleitung einiger Bekehrter nach Jessore gereist war. Die dadurch angeknüpfte Verbindung wurde anfangs durch Nationalgehülfen unterhalten,

welche mit der christlichen Predigt von Dorf zu Dorf wanderten. Allein es zeigte sich doch bald die Nothwendigkeit der Anstellung eines eigenen Missionars für diesen Distrikt, und der bekehrte Armenier Carapeit Aratun ward für diesen Posten ersehen. Mit unermüdetem Eifer streute er den Samen des Wortes aus. Eine Anzahl bekehrter Hindus sammelte sich um ihn, einmal konnte er ihrer eilf zugleich taufen. Brahminen und Hindus, welchen seine Thätigkeit ein Dorn im Auge war, kamen zu ihm, um ihn zu widerlegen und zum Schweigen zu nöthigen. Aber er stand ihnen Rede und Antwort, die oft einen Stachel im Herzen zurückließ und zum Forschen nach der Wahrheit veranlaßte. Selbst ein Rajah ließ ihn zu sich laden und sich das Evangelium predigen. „Nie," meldet er, „habe ich so viel vom Evangelium reden gehört. Wohin ich gehe, wen ich sehe, Alle reden von Jesu Christo. Selbst Kinder von 7 Jahren unterhalten sich mit einander von ihm." Die Zahl der getauften Muhamedaner und Hindus belief sich im Jahre 1811 auf 46, eine noch größere Zahl befand sich im Vorbereitungsunterricht. Eine große Freude war es dem wackern Zeugen, daß die gläubigen Eingeborenen während der über sie hereinbrechenden Verfolgung treu im Glauben beharrten, und nicht Bande und Schläge sie von ihrem Heilande abwendig machen konnten. Manikscha, ein bekehrter Hindu, wurde obrigkeitlich befragt, warum er ein Haus baue. „Ich bin ein Christ," antwortete er, „und baue zum Gottesdienst." Hierauf wurde er geschlagen und mit dem Tode bedroht. Er sagte: „Den Leib könnt ihr tödten, aber die Seele nicht." Neben C. Aratun wirkten mehrere Nationalgehülfen, sein Nachfolger war Petrus, und dessen Nachfolger seit 1814 Thomas, welcher aus

dem Jahre 1817 melden konnte, daß er in nicht ganz vier Jahren 29 Seelen in die Gemeinde aufgenommen habe. Später wurde Missionar Parry auf diesen Posten gestellt.

Auf Dacca, einer Stadt im östlichen Stromgebiete des Ganges, hatten die Seramporebrüder lange Zeit ihr Augenmerk gerichtet, aber erst im Jahre 1816 ließ sich der uns bekannte Leonard von Calcutta dort nieder. Ihm zur Seite trat Missionar Da Cruz und ein Nationalgehülfe. Wenn sie von ihrer Arbeit unter den Erwachsenen nur geringen Erfolg sahen, so durften sie mit um so tröstlicheren Hoffnungen auf die Kinderschaar sehen, welche unter dem Einflusse des Wortes Gottes in den von ihnen geleiteten Schulen heranwuchs. Im Jahre 1822 belief sich ihre Zahl auf 15 mit 1300 Kindern. Auch eine persische Schule ward errichtet, in welcher Martyn's Uebersetzung des Neuen Testaments gebraucht wurde, endlich eine für die Kinder armer Christen. Die in der Stadt und Umgegend wohnenden römischen Katholiken waren ganz in heidnisches Wesen versunken, indem sie kaum noch einige Formen des Christenthums kannten. Auch diese zogen die Missionare nicht ohne Segen in den Bereich ihrer Thätigkeit. Seine Arbeit beschreibt Leonard in folgenden Worten; „Unser Haus steht Leuten aller Religionen Morgens und Abends offen, und stets wird entweder englisch oder in einer der Landessprachen gepredigt. Wir haben auch immer neben unsrer Hausgemeinde und den Schulen einige angezogene Seelen. Am Sabbath predigen wir zweimal englisch und einmal Hindi in der persischen Schule und zwar oft vor einer großen Zuhörerschaft. An 4 Tagen im Monat habe ich die bengalischen Lehrer und diejenigen Personen bei mir, welche sie etwa mitbringen, das sind immer erquickende Zu-

sammenkünfte. Jeder Anwesende erhält seine bengalische Bibel, und man liest in der Reihe herum jeder ein Stück. Der Lesende macht Fragen über schwierige Stellen, und wenn der Letzte gelesen hat, so nehme ich die Stelle vor, welche während des Lesens am meisten Aufmerksamkeit erregt hat, und erkläre sie ausführlicher mit geeigneter Anwendung für die Herzen. Um 4 Uhr kommen wir in der Schule zusammen, es dauert dann bis Sonnenuntergang. Zum Schlusse haben wir freie Gespräche, worin wir meist Christenthum, Hinduismus und Islam vergleichen, und jeder seine Meinung offen vorträgt und vertheidigt, so lange er es für nöthig hält. Dabei bleibt man aber ruhig und freundlich, und meist freut sich jeder schon wieder auf die nächste Zusammenkunft. In der persischen Schule habe ich bei ähnlicher Behandlung junge Männer von beiden Religionen von höherer Bildung vor mir. Diese aber sind hartnäckiger, und ich mußte manchmal, wenn Spott sich vernehmen ließ, sehr ernsthaft mit ihnen reden. Sie streiten am meisten gegen die Gottheit Christi, überhaupt die Menschwerdung, aber so weit haben wir es doch schon gebracht, daß die Sünde als solche erkannt wird, was in Indien viel sagen will. Meine Besuche in den durch die ganze Stadt zerstreuten Schulen geben mir Gelegenheit zu öffentlicher Predigt, wobei es mir nie an Zuhörern fehlt, und nur die Nacht mich in dem erquicklichen Geschäfte unterbricht. Ich endige meist mit Büchervertheilen. Mit den Latya-gurus (einer religiösen Sekte), bin ich immer noch im Verkehr, kann aber, weil mir ein Nationalgehülfe fehlt, nicht viel thun. Sie leben zerstreut zu Tausenden in vielen Dörfern, sind arme Landleute, die von den Zemindars (Landpächtern) wegen ihrer Verwerfung der Götzenbilder

sehr geplagt werden. Sie erkennen, wenn man zu Hause mit ihnen spricht, Christum als den einzigen Gott und Heiland an, verlangt man aber einen förmlichen Uebertritt durch die Taufe, so entschuldigen sie sich, halten dieselbe für nicht unerläßlich, meinen noch auf eine größere Zahl von Bekennern warten zu müssen. Da aber doch nicht Wenige eine schöne Erkenntniß der Bibelwahrheit gewonnen haben, so kann ich die Hoffnung für sie nicht aufgeben. Der Brahmine Amin ist von der lebendigen Wahrheit so durchdrungen, daß er stets bereit ist, sie gegen seine Landsleute zu verfechten. Er versteht Sanskrit, kennt die Schastras gut und kann mir sehr nützlich werden. Aber eine große Familie, worunter zwei unverheirathete Töchter, die er nicht unterzubringen fürchten mußte, ist das unüberwindliche Hinderniß gegen seine Taufe. Noch zwei andre Brahminen, der eine aus Hindustan, dessen Sprache er gut versteht, der Andere aus Bengalen, sind im Unterricht." — Den Segen der Arbeit in der Schule erkannte Leonard in dem seligen Abschiede zweier Zöglinge. „Zwei unsrer hoffnungsvollsten Jünglinge," schreibt er, „sind vor Kurzem aus der niedern Schule Christi, wie ich hoffen darf, in das Reich der Herrlichkeit versetzt worden, um ewig bei Christo zu sein. Der Jüngere, der zuerst abgerufen wurde, hatte ein heftiges Temperament, aber einige Monate vor seinem Tode fand eine sichtbare Veränderung bei ihm statt, die Jedem auffiel, der ihn kannte. Er wurde sehr nachdenksam, zog sich überall, wo er nur konnte, in die Stille zurück und lernte seine Aufgaben ungemein fleißig. Er konnte es nicht ertragen, wenn seine Mitschüler ein ungeziemendes Wort in seiner Gegenwart sprachen, und war immer andächtig, wenn in dem Worte Gottes gelesen oder ein Lied gesungen wurde.

— Plötzlich überfiel ihn die Cholera Morbus, und ich fand ihn, seine blinde Mutter trostlos neben ihm sitzend, eine Stunde nach dem ersten Anfall in peinlichen Schmerzen. Dessen ungeachtet raffte er alle Kraft zusammen, seine jammernde Mutter zu trösten und sie zu bitten, da er jetzt bald sterben werde, statt zu klagen, ihr Gebet mit dem seinigen zu dem Heiland zu vereinigen; und da seine Mutter vom Jammer betäubt sinnlos zu Boden fiel, so bat er seinen Vater, ihn an eine andere Stelle zu bringen. Hier fing er nun an, inbrünstig zu Gott zu flehen und auch mich zum Gebete aufzufordern, daß ihm alle seine schweren Sünden um Christi willen vergeben werden möchten. Einen Kameraden, den er sehr liebte, ließ er vor sein Sterbelager rufen und gab ihm brüderliche Ermahnungen. Sein Kampf wurde mit jeder Stunde heftiger, und in der eilften Stunde nach seinem ersten Anfall erschien des Herrn Hülfe, indem der fromme Knabe unter seligen Gefühlen des Friedens Gottes und der Hoffnung des ewigen Lebens in die Wohnungen des Herrn hinübergerufen wurde. — Acht Monate darauf folgte ihm sein älterer Bruder im Tode nach. Dieser war einer unsrer ausgezeichnetsten Schüler an Erkenntniß und frommem Sinn gewesen, und da er ein großes Verlangen äußerte, sein ganzes Leben dem Dienste Christi zu weihen und zu einem Boten des Evangeliums vorbereitet zu werden, so war der Beschluß bereits gefaßt, ihn in unsre kleine Missionsschule aufzunehmen. Aber der allmächtige Lenker der menschlichen Schicksale, dessen Wege unerforschlich sind, leitete es anders; eine hartnäckige Leberkrankheit legte ihn 14 Monate auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder aufstand. Von Anfang seiner Krankheit an war es klar, daß der Herr diesen Jüngling in

einem Ofen des Elendes auf den Genuß höherer Seligkeit vorbereiten wollte. Auf sein und seiner Eltern Verlangen hielt ich zweimal in der Woche in der Nachbarschaft mit einer Anzahl frommer Seelen eine Betstunde, in welche er sich immer tragen ließ, und seiner Schmerzen vergessend sein Herz im Worte Gottes und im gemeinsamen Gebet erquickte. Oft brachte ich nach dem Gottesdienste noch eine stille halbe Stunde bei ihm zu, wo er öfter über die Kälte und Trägheit seines Herzens klagte, und wegen seiner begangenen Jugendsünden bekümmert war. Da sein Gedächtniß sehr litt, und er sich die herrlichen Bibelstellen, die er auswendig gelernt hatte, nicht mehr vergegenwärtigen konnte, so ließ er sich oft von seinen Mitschülern aus dem Worte Gottes vorlesen, und stärkte sich zu beharrlicher Geduld unter den schweren Leiden, mit denen er zu kämpfen hatte. — Als seine Todesstunde herannahte, sammelten sich in der Nacht seine frommen Freunde um sein Lager her, um mit inbrünstigem Gebet und Lobgesängen seinen Abschied aus der Zeit zu feiern. Er sammelte seine letzten Kräfte zusammen, und schloß sich mit lauter Stimme an den Lobgesang an, bis ihn Todesschwachheit überfiel. Sterbend faltete er seine Hände, hob sie auf gen Himmel und rief voll heiliger Inbrunst: Ja, der Herr Jesus Christus hat verheißen, er wolle Keinen hinausstoßen, der durch ihn zum Vater komme. So verschied er sanft und selig im Glauben an den, der die Auferstehung und das Leben ist, und in dem seine Seele den Weg zum ewigen Leben gefunden hatte." — Leonard setzte unter mancherlei traurigen, wie erfreulichen Erfahrungen seine Arbeiten ununterbrochen fort. Im Jahre 1829 nahm die Schülerzahl in den Schulen so ba, daß die Europäer, welche in der Nähe wohnten, ihre

Unterstützungen zurückzuziehen begannen, wodurch sie in Gefahr gänzlichen Unterganges geriethen. Doch fehlte es auch nicht an sichtbaren Erfolgen der Predigt. An dem Herzen eines jungen vornehmen Muselmanns zeigte sich das Werk des heiligen Geistes. Er war ein kenntnißreicher Mann und bekleidete zwischen Dacça und Jessore die Stelle eines Zemindars, welche an 20000 Muselmänner unter seine Aufsicht stellte. Der begann im Anfange des Jahres 1829 den Missionar zu besuchen und bat denselben um die Erklärung von Schriftstellen, welche ihm in seiner persischen Uebersetzung unverständlich geblieben waren. Er versicherte von vorn herein, daß ihn nicht die Streitsucht treibe, sondern der Wunsch, in den heiligen Schriften der Christen einen Grund der Erkenntniß zu gewinnen, der sein Herz befriedige. So oft er kam, hatte er sich über die ihm unverständlich gebliebenen Schriftstellen eine Anzahl Fragen aufgeschrieben und daneben auf dem Papier für die Antworten Leonards leeren Raum gelassen. Drei Monate lang setzte er die Besuche fort, nie brachte er eine unpassende oder leichtfertige Frage vor, er war nicht eher zufrieden, als bis ihm besonders in der Lehre von der Gottheit Christi und seinem Versöhnungstode ein genügendes Licht in der Seele aufging. Leonard fragte ihn einmal nach dem Grunde seiner Forschungen, worauf er mit feierlich ernstem Tone erwiderte: „Nicht weniger als 20000 unsterbliche Seelen blicken nach mir, als ihrem Führer zur Glückseligkeit, und einst muß ich für sie vor dem Richterstuhl des Ewigen Rede stehen. Um nun nicht als blinder Führer der Blinden erfunden zu werden, gebe ich mir alle Mühe, um zu erfahren, was Wahrheit ist.“ Der Missionar schließt seinen Bericht: „Ich darf getrost glauben, daß

seinem Herzen der Weg zur Seligkeit klar geworden ist, wie ihn das Evangelium dem Sünder vorzeichnet, und daß er auch unter seinen zahlreichen Schülern die Wahrheiten verbreiten wird, die ihm theuer geworden sind."

Wir kehren zur Seramporemission und Dr. Carey zurück. Daß demselben diese weitausgebreitete und gesegnete Missionsthätigkeit hocherfreulich war, bezeugt er in vielen Briefen, und wenn er auch selbst nicht mehr wegen seines zunehmenden Alters mit frischer Kraft in das Arbeitsfeld eintreten konnte, so freute er sich doch von Herzen der Thätigkeit seiner jüngeren Mitarbeiter. Schon im Jahre 1825 schrieb er: „Ob ich gleich gar wenig nütze bin, so macht es mir doch das süßeste Vergnügen, wenn ich auch nur wenig für dasselbe thun darf, und ich freue mich der vielen geistlichen Segnungen, welche von Anderen hier ausgestreut werden." Von seinen letzten Lebensjahren ist darum auch nur zu berichten, daß er seine schriftstellerischen Arbeiten nicht ruhen ließ und noch immer die Seele aller Missionsunternehmungen war. Die jüngeren Mitglieder der Seramporemission arbeiteten rüstig weiter, eine ihrer schönsten Unternehmungen war die Gründung eines Christendorfes in der Nähe der Stadt. Inmitten desselben erhob sich eine niedliche Capelle, in welcher die Brüder mit den Eingeborenen solch' schöne Gottesdienste feiern durften, daß sie die Geistlichen der größten und besten Gemeinden in der Heimath nicht zu beneiden brauchten. Das nächste Jahr 1829 gab der Seramporemission einen Märtyrer, Ram Kischora, dessen Tod die Brüder zwar sehr betrübte, aber doch zugleich in ihnen die Hoffnung neuer Siege des Evangeliums erweckte. Er hatte sich zu Garda in den Wildnissen der Sunderbunds niedergelassen und war mit großem Eifer für

die Ausbreitung des Reiches Gottes thätig. An 40 Heiden wurden erweckt und waren bereit, sich taufen zu lassen. Damit aber trat auch der Haß der Feinde hervor. Am 13. September 1829 brach ein mit Bambusstöcken bewaffneter Haufe in Ram Kischora's Haus ein, als dieser eben zur Ruhe gegangen war. Die Heiden fallen über ihn her, und bald darauf ist er eine Leiche. „Der vollendete Ram Kischora," schreibt Marshman unter dem 17. September 1829, „war von Jessore und kam vor 12 bis 14 Jahren zu uns nach Serampore, wo er uns auf mancherlei Weise diente. Sein Betragen war zu jeder Zeit, die Schwächen abgerechnet, die dem Hinducharacter allgemein eigenthümlich sind, so rechtschaffen, daß er auch nicht einmal von der Kirchencensur zur Rede gestellt werden durfte. Er hatte eine ruhige Gemüthsart, und seine Lieblingsbeschäftigung war, seinen Landsleuten zu sagen, was er vom Evangelio wußte. Dies machte ihn nun in diesen Dörfern ungemein nützlich, und er war jeden Tag vom Morgen bis in die Nacht mit den Seelen beschäftigt, welche nach dem Wege des Lebens fragten. Sein Tod wird daher sehr betrauert, aber er wird auf keinerlei Weise den Fortgang des Werkes Christi in diesen Dörfern hindern, vielmehr dürfte er das Mittel werden, das Verlangen nach dem Heile in Christo nur um so weiter zu verbreiten." — Die Missionare täuschten sich in ihren Hoffnungen nicht. Trotz der Feinde Wüthen gewann das Evangelium neue Siege in den Wildnissen und die Schulen hatten gesegneten Fortgang. Förderlich und bedenklich zugleich war es für die Missionsthätigkeit, daß die Hindu-Christen wegen ihrer höheren Bildung und Gewissenhaftigkeit seit 1831 vom General-Gouverneur bei Besetzung der niederen Beamtenstellen besonders begünstigt wurden.

Dr. Carey hatte vor mehreren Jahren durch einen Fall einen Fuß gefährlich verletzt; die Folgen desselben zeigten sich besonders auch in seinen letzten Tagen. Mit dem zunehmenden Alter stellten sich bei ihm mancherlei Gebrechen ein, so daß die letzten Lebensjahre eine fast ununterbrochene Krankheitszeit waren. Er fühlte selbst sein nahes Ende und bestellte sein Haus. So viel seine Kräfte es zuließen, beschäftigte er sich mit Revision seiner Bibelübersetzungen; besondere Sorgfalt wandte er auf die bengalische Uebersetzung des neuen Testamentes, deren Durchsicht gerade mit seinem Tode beendet wurde.

Seine Seele legte er in das Erbarmen seines Heilandes. Das Gefühl seiner Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit war stets in ihm mächtig gewesen, und blieb es im Alter beim Rückblick auf sein Leben. Der fast 70jährige Greis schreibt am 5. Juni 1830 seinen Schwestern: „Seit 18 Monaten hatte ich an immer neuen Fieberanfällen zu leiden, welche meine Kräfte sehr geschwächt haben. Oft dachte ich, daß die Zeit meines Abscheidens vorhanden sei, und der Herr gab mir Gnade, daß ich mein ganzes ewiges Heil allein in der Barmherzigkeit Gottes durch unsern Herrn Jesum Christum finden durfte. Ich habe erfahren, daß in dem Opfer, das er gebracht hat, eine vollkommene Versöhnung dargeboten wird, und daß ich eben darum, weil Jedem, der an ihn glaubt, ewiges Leben verheißen ist, der Stunde mit demüthigem Vertrauen entgegenblicken darf, in welcher Alle, die angenehm gemacht sind in dem Geliebten, als Versöhnte und Gerechtfertigte zum Antheil an der Erbschaft der Heiligen im Licht erhoben werden sollen.“ An dem folgenden Geburtstage (17. August 1831) schreibt er seinem dritten Sohne Jabez: „Ich bin heute 70 Jahre alt, und stehe als

ein Denkmal der göttlichen Barmherzigkeit noch auf meiner Stelle, obgleich ich beim Rückblick auf mein verflossenes Leben vieles, gar vieles finde, um dessetwillen ich mich vor Gott in den Staub demüthigen muß. Meiner wirklichen Sünden ist eine zahllose Menge; meine Versäumniß im Werke des Herrn war groß, und ich habe seine Sache nicht so gefördert, seinen Ruhm nicht also gesucht, wie ich hätte thun sollen. Dessen ungeachtet hat er mich bis diesen Augenblick bei seinem Werke erhalten. Nur allein im Blute Christi finde ich meinen Antheil an ihm und darf hoffen, durch ihn in Gnaden aufgenommen zu werden in sein Himmelreich.“ — Doch es gefiel dem Herrn, seinen Knecht in einer langen Schule der Trübsal für die Ewigkeit zu bereiten. Bisweilen schien es, seine Stunde sei gekommen, er sammelte seine Kinder um sein Lager und segnete sie. Aber die Todesstunde verzog. In seinem letzten Schreiben an seine Schwestern vom 25. September 1833 sagt er: „Nachdem ich mehrere Monate in solcher Schwachheit gelegen war, daß ich alle Besinnungskraft eingebüßt zu haben schien und kaum ein Wort bisweilen reden konnte, kann ich jetzt wieder auf meinem Lager aufsitzen und bisweilen einen Korrekturbogen der heiligen Schriften durchlesen. Mein Gemüth ist ruhig. Ich glaube, die Hauptsache ist im Reinen, und ich bin jetzt zur Abreise fertig. Die Stunde des Abrufens überlasse ich meinem Gotte.“ — Und diese Stunde kam am 9. Juni 1834, wo der im Dienste seines Heilandes ergraute Arbeiter sanft und selig in seine Ruhe eingehen durfte.

Er hinterließ die Serampore-Mission in einem blühenden Zustande. Sein vieljähriger Freund und Mitarbeiter, Dr. Josua Marshman, leitete dieselbe seit dem Tode des

Entschlafenen mit der ihm eigenen Treue und Sorgfalt bis zum Dezember 1837, wo auch er seine Augen im Tode schloß. Nicht lange nachher hörte die Selbstständigkeit der Seramporemission auf, indem sie sich wieder als Glied in die Kette der von der englischen Baptisten-Gesellschaft geleiteten und beaufsichtigten Missionsstationen einreihte.

Register

über den vierten Band.

Die drei Doppelhefte des Bandes sind mit I. III. und V. bezeichnet.

Buchdruckerei der Bädeker'schen Buch- und Kunsthandlung
(A. Martini Grüttefien u. Co.) in Elberfeld.

Vormbaum, Reinhold

Evangelische Missionsgeschichte in Biographien

Bd.: 4,5/6

Düsseldorf 1860